KONSTANTIN DER GROSSE UND DAS CHRISTENTUM

Hugo Koch

Digitized by Google

DG
315
K76

Cornell University Library
DG 315.K76
Konstantin der Grosse und das christentu
3 1924 028 319 717

PRESIDENT WHITE LIBRARY
CORNELL UNIVERSITY

A.355823. 19/IV/16.

Digitized by Google

3796D95d

Konstanti
und das C

D. Dr. H
Universit

Martin Mörikes Verlag in München
1 * 9 * 1 * 3

The date shows when this volume was taken.
To renew this book copy the call No. and give to the librarian.

HOME USE RULES

All Books subject to Recall

All borrowers must register in the library to borrow books for home use.

All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.

Limited books must be returned within the four week limit and not renewed.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

Digitized by Google

Digitized by Google

KONSTANTIN DER GROSSE UND DAS CHRISTENTUM

EIN VORTRAG

VON

D. DR. HUGO KOCH
UNIVERSITÄTSPROFESSOR

1 9 1 3
MARTIN MÖRIKES VERLAG, MÜNCHEN
E.V.

Digitized by Google

3996
D454

A.355823

DRUCK
DER SPAMERSCHEN
BUCHDRUCKEREI ZU LEIPZIG
COPYRIGHT 1913 BY MARTIN MÖRIKES VERLAG, MÜNCHEN

Digitized by Google

Am 28. Oktober 312 fielen die ehernen Lose über das Schicksal zweier Welten. Konstantin, der Sohn des Konstantius Chlorus und dessen Nachfolger in der Herrschaft über Gallien, Spanien und Britannien, der in raschen Märschen in Italien eingerückt und unter siegreichen Handstreichen bis in die Nähe Roms vorgedrungen war, besiegte in der Schlacht an der milvischen Brücke seinen Gegner Maxentius, der das feste Rom verlassen und sich dem Feinde im offenen Felde gestellt hatte. Eine merkwürdige Schlacht, deren Tag, Ort und Verlauf nicht von strategischen Erwägungen, sondern von Zeichen und Träumen bestimmt wurde, deren Ausgang nicht allein über den Besitz Italiens und Afrikas, sondern zugleich über die Zukunft zweier Religionen entschied! Die Klugheit hätte von Konstantin eine Verschiebung des Entscheidungskampfes, vorsichtiges Abwarten, von Maxentius aber eine Verteidigung Roms hinter seinen festen Mauern gefordert. Allein Konstantin hatte im Traume die Verheißung empfangen, er werde siegen, wenn er das Monogramm Christi, die Anfangsbuchstaben seines Namens, an den Schilden seiner Soldaten anbringen lasse. Den Maxentius aber hatte ein Traum gemahnt, nicht am bisherigen Orte zu verweilen, und aus den sibyllinischen Büchern war ihm geweissagt worden, am Jahrestag seines Regierungsantritts werde der Feind Roms, der für ihn natürlich nur Konstantin sein konnte, ein schreckliches Ende finden. So wagte Konstantin mit seinen 25000 Mann den Kampf gegen eine Übermacht von 100000 Mann, und Maxentius ließ nicht, wie ursprünglich geplant war, den Angriff des Feindes an der starken Aureliansmauer zerschellen, son-

Digitized by Google

dern rückte mit seinem Heer ins freie Feld und in eine Stellung, die seine Niederlage zum voraus entschied. „In ein paar Stunden hatte sich das Ereignis vollzogen, das der Weltgeschichte auf Jahrtausende ihre Bahnen vorzeichnen sollte. Denn was der 28. Oktober 312 entschied, war der Sieg des Christentums im römischen Reiche." Traum hatte gegen Traum, Zeichen gegen Zeichen, Weissagung gegen Weissagung gestritten; das christliche Zeichen siegte und das Christentum sollte nunmehr die Ehren und die Früchte dieses Sieges ernten. An einem öffentlichen Platze Roms ließ Konstantin seine Statue aufstellen mit einem Kreuz in der Hand und der Inschrift, daß er durch dieses „heilbringende Zeichen" die Stadt vom Tyrannen befreit und den Senat und das römische Volk zu seinem alten Glanze und Ruhme zurückgeführt habe. Und im Labarum, dem neuen Heerbanner des Kaisers, kam das Kreuz und der Namenszug Christi zu glänzenden Ehren.

Nachdem er die Verhältnisse in Rom geordnet hatte, zog Konstantin nach Mailand, wo er im Februar 313 mit Licinius, dem baldigen Beherrscher des Ostens, zusammentraf, um ihm seine Schwester Konstantia zu vermählen und mit ihm jenen religionspolitischen Erlaß zu vereinbaren, der als das sog. „Mailänder Edikt" berühmt geworden ist. Die ursprüngliche Fassung dieser Vereinbarung liegt uns nicht mehr vor, ihre Grundzüge haben sich aber in dem Schreiben erhalten, das Licinius bald darauf, nach Besiegung des fanatischen Christenfeindes Maximinus Daza, in Nikomedien an den Statthalter von Bithynien richtete. „Als wir," heißt es darin, „in Mailand zusammenkamen, und alles dem Wohl und der Sicherheit des Staates Dienliche in Erwägung zogen, glaubten wir neben dem andern, was wir für segensreich erachteten, in erster Linie das regeln zu sollen, worin die Ehrfurcht vor der Gottheit beschlossen ist, daß wir nämlich sowohl den Christen als auch allen andern die freie Wahl ließen, sich der Götterverehrung anzuschließen, die ein jeder bevorzugt, damit was nun immer an Gottheit auf dem Himmelsthron sein mag, uns und allen unsern Untertanen huldvoll und gnädig sein könne. Darum glaubten wir nach heilsamer und richtiger Erwägung den Beschluß fassen

Digitized by Google

zu müssen, es solle niemandem verwehrt sein, sich entweder dem christlichen Kulte oder der Gottesverehrung anzuschließen, die er für sich am zusagendsten empfindet, damit uns die höchste Gottheit, deren Verehrung wir freien Sinnes obliegen, in allem ihre gewohnte Huld und Gnade erweisen könne."

Diese Proklamation war etwas Neues im römischen Reiche, eine solche Sprache hatte man vom römischen Kaiserthrone noch nicht vernommen. Zwar hatte schon zwei Jahre zuvor Kaiser Galerius, der eigentliche Anstifter der blutigen diokletianischen Christenverfolgung, das Verfehlte seiner Politik eingesehen und ein Edikt erlassen, worin er das Christentum als erlaubte Religion anerkannte, seinen Bekennern das Vereinsrecht zusprach, soweit es mit der öffentlichen Ordnung verträglich sei, ja zum Schluß der Erwartung Ausdruck gab, daß die Christen fortan für Kaiser und Reich beten werden. Aber der Ton dieses Erlasses ist, ganz abgesehen von der erwähnten Einschränkung des christlichen Kultes, noch merklich mürrisch und unfreundlich; er verrät die Stimmung eines gebrochenen Mannes, der in den Schmerzen seiner Todeskrankheit die Rache des Christengottes empfindet, der mit seiner Politik gescheitert ist und nun, der Not gehorchend nicht dem eignen Triebe, nur ungern zugesteht, was er vorher verweigert hat und am liebsten auch fernerhin verweigern möchte. Und nach seinem Tode nahm die Verfolgung im Osten durch das blinde Wüten Maximins ihren blutigen Fortgang. Zu Mailand aber redet ein Sieger, der die Hilfe des Christengottes, auf die er baute, in glänzendster Weise erfahren hat. Freilich redet er in vorsichtigen, allgemein gehaltenen Wendungen, die der heidnisch-philosophischen, wie der christlichen Anschauung gerecht werden und keinerlei religiöses Gefühl verletzen wollen, und was er verkündet, ist volle Parität, ist der Grundsatz, daß fortan im römischen Reiche jeder nach seiner Façon selig werden könne. In Wirklichkeit war aber damit nur ein Übergang geschaffen, der, wie Konstantins Scharfblick klar voraussah, mit der Alleinherrschaft des Christentums und der katholischen Kirche enden mußte. Mit Recht feiert die katholische Kirche Konstantin den Großen nicht bloß als ihren

Digitized by Google

Befreier, sondern zugleich als den Begründer ihres Sieges und ihrer unbeschränkten Herrschaft während sovieler Jahrhunderte, an die sie sich mit Vorliebe erinnert und die sie am liebsten zurückrufen würde. Der Historiker aber fragt sich: Wie ist Konstantin zu dieser Stellungnahme gekommen? Wie ist er Christ geworden? Ist er überhaupt jemals wirklicher Christ gewesen oder war seine ganze religiöse Haltung nur eine Maske zur Erreichung politischer Ziele? Daran schließt sich die Frage nach den Wirkungen der konstantinischen Religionspolitik für Kirche und Reich.

1.

Große, in den Gang der Weltgeschichte tief eingreifende Persönlichkeiten und Ereignisse pflegen in Bälde von der Legende in Beschlag genommen und je nach der Parteistellung ins Glorienlicht gerückt oder ins Dunkel der Bosheit eingetaucht zu werden. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn das auch einem von Anfang an so umstrittenen Charakterbilde wie dem Konstantins widerfahren ist.

Eine heidnische Stimme aus dem Ende des fünften Jahrhunderts fabelt, Konstantin habe sich solche Bluttaten und Eidbrüche zu schulden kommen lassen, daß ihm die heidnischen Priester erklärt hätten, von soviel Vergehen gebe es überhaupt keine Entsühnung, und so habe er sich an die christlichen Priester gewandt, die ihm durch das Taufbad Vergebung aller Sünden zugesichert hätten. Eine christliche Legende aus derselben Zeit aber erzählt: als grausamer Christenverfolger vom Aussatz befallen, habe Konstantin den Rat erhalten, sich im Blute neugeborener Knäblein zu baden, sei aber durch das Weheklagen der Mütter von diesem Plane abgekommen. Darauf seien ihm Petrus und Paulus im Traume erschienen und hätten ihn auf die Taufe als Heilmittel aufmerksam gemacht und an Papst Silvester gewiesen, der ihn dann durch die Taufe geheilt habe. Diese Legende ist eine Korrektur der für ein kirchliches Gemüt schmerzlichen Tatsache, daß der erste christliche Kaiser sein Leben lang ungetauft blieb und erst auf dem

Digitized by Google

Sterbebette getauft wurde, nicht etwa vom römischen Papst, sondern von dem irrgläubigen Bischof Eusebius von Nikomedien.

Weltberühmt ist die Erzählung des Eusebius von Cäsarea geworden: im Begriffe, gegen Maxentius ins Feld zu ziehen, habe Konstantin mit seinem ganzen Heere am Himmel ein flammendes Kreuzeszeichen gesehen mit der Inschrift: „Durch dieses siege!", und in der Nacht darauf sei ihm Christus erschienen und habe ihn aufgefordert, ein Heerbanner nach jenem Zeichen herzustellen und als Schutzmittel im Kampfe zu gebrauchen.

Es können hier nicht alle die quellenkritischen und anderen Erwägungen vorgetragen werden, die zu dem Urteil berechtigen, daß auch in dieser Erzählung nicht Geschichte, sondern Legende vorliegt, freilich eine Legende, deren Urheber Konstantin selbst ist, ohne daß man ihm, der diesen Vorgang eidlich bekräftigt hat, den guten Glauben abzusprechen brauchte. Was darin Wahres steckt, wird sich nachher zeigen. Der tiefste Grund für die Ungeschichtlichkeit dieser Vorstellung liegt darin, daß sie einen äußeren Verlauf und eine innere Entwicklung der ersten drei Jahrhunderte voraussetzt, die selber wieder nicht der geschichtlichen Wirklichkeit, sondern einer schematisierenden legendenhaften Betrachtung entsprechen. Es ist freilich noch nicht gar lange her, daß diese Betrachtungsweise wissenschaftlich überwunden wurde, und ihre Popularität hat sie darum noch lange nicht verloren.

Man ist vielfach noch gewöhnt, sich die ersten drei Jahrhunderte vorzustellen als eine kaum jemals unterbrochene Kette schwerer Verfolgungen, als eine Zeit, wo das Märtyrerblut in Strömen floß, wo der römische Staat und die christliche Kirche in absoluter und durchgängiger Feindschaft lebten, jener den grausamen, auf immer neue Qualen bedachten Henker, diese sein ergeben duldendes und doch nicht zu überwindendes Opfer darstellt, als eine Zeit, wo dem hellen Lichte der christlichen Gotteslehre und der christlichen Heiligkeit das tiefe Dunkel der griechisch-römischen Kultur und die finstere Nacht heidnischen Götzendienstes und Lasterlebens gegenübersteht. Da in diesem Bilde die Übergänge und Verbindungslinien zwischen Staat und Kirche, zwischen griechisch-römischer

Digitized by Google

Kultur und christlicher Stimmung völlig fehlen, so braucht man einen Deus ex machina, ein flammendes Gotteszeichen, um das Plötzliche, Unvermittelte des Umschwunges, der Verbindung und Umschlingung beider bislang nur feindlicher Größen zu erklären.

Allein in der Geschichte ist etwas Dauerndes noch nie improvisiert worden. Auch was unter und durch Konstantin geworden ist, hat eine lange Vorbereitung gehabt, deren Stadien sich noch nachweisen lassen. Freilich liegen die Spuren dieser Vorbereitung nicht auf der Oberfläche und auch den damaligen Schriftstellern sind sie zumeist entgangen. Zeitgenössische Beobachter haben eben gewöhnlich von dem, was sich vorbereitet, keine Kenntnis. „Sie hören und sehen nur die Stürme, die übers Land brausen; aber daß sich in diesen Stürmen ein neuer Frühling ankündigt, werden sie nicht gewahr." Die emsige historische Forschung der letzten Jahrzehnte ist diesen Spuren erfolgreich nachgegangen und Harnack hat sie in einem seiner glänzendsten Essays zu einem wirkungsvollen, farbenprächtigen Gemälde verarbeitet.

Richtig ist, daß der römische Staat dem Christentum, sobald er es vom Judentum unterscheiden gelernt hatte, also spätestens seit den Tagen Trajans, die Existenzberechtigung prinzipiell absprach. Dieser Rechtszustand war aber noch nicht gleichbedeutend mit tatsächlicher Unterdrückung, wie denn die Verfolgungen der beiden ersten Jahrhunderte mehr den Launen eines Kaisers oder jüdischen Verleumdungen oder Ausbrüchen der Volkswut und der Nachgiebigkeit der Behörden gegen die Volksstimmung entsprangen. „Conquirendi non sunt", die Christen sollen nicht polizeilich aufgesucht werden, lautete der Bescheid Trajans auf die Anfrage des bithynischen Statthalters Plinius. Das blieb im allgemeinen die Regel. Erst in der Mitte des dritten Jahrhunderts wurde die Regierung auf die Verfassung der Kirche aufmerksam, ein Beweis, daß die Kirche Zeit gehabt hatte, sie in aller Stille auszubilden. Im Grunde genommen kann man nur von zwei großen und planmäßigen Verfolgungen reden: der decischen in der Mitte des dritten und der diokletianischen im Anfang des vierten Jahrhunderts.

Digitized by Google

Gerade diesen Verfolgungen gingen jedesmal jahrzehntelange, nur wenig gestörte Friedensperioden voran, in denen die Kirche sich ausdehnen und ihre Organisation ausbauen, Grund und Boden erwerben, gottesdienstliche Lokale erstellen konnte, Friedensperioden, in denen sie bereits auch die Ruhe und Behaglichkeit mit einer gewissen Verweltlichung, einer Erschlaffung christlicher Zucht und Sitte, einer Verblassung urchristlicher Ideale bezahlte. Alles in allem dauerte während der 249 Jahre der Kampfesära (64 bis 313) die eigentliche Verfolgung 129 Jahre, während sich in den übrigen 120 Jahren die Kirche relativen Friedens erfreute, so daß sich Kampf und Ruhe so ziemlich ausglichen. Was aber die Zahl der Märtyrer betrifft, so sagt uns Origenes, freilich noch vor der decischen Verfolgung, daß sie eine geringe sei. Erst die decische und dann die letzte und größte Verfolgung unter Diokletian, Maximian, Galerius und Maximinus Daza füllte den christlichen Himmel mit Märtyrern. Es ist aber rein unmöglich, ihre Zahl auch nur annähernd zu bestimmen, und die landläufigen Vorstellungen sind immer noch weit übertrieben.

Auch die inneren Beziehungen zwischen dem Christentum und der griechisch-römischen Kultur, zwischen der Kirche und dem Staate, die Stimmungsmomente, waren während der ersten drei Jahrhunderte keineswegs bloß feindseliger Natur. Das Urchristentum hatte allerdings für das ganze heidnische Staatswesen vielfach nur kühle Geringschätzung und Ablehnung oder flammenden Haß. „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist", lautet ein Herrnwort. Es will nicht eine innige Verbindung, sondern eine reinliche Trennung der beiden Pflichtenkreise: der Kaiser und sein Reich gehören der gegenwärtigen, vom Widersacher Gottes, vom Satan, regierten Weltzeit an, die in Bälde vergehen und der anbrechenden Gottesherrschaft Platz machen wird. Die Pflichten und Lasten, die diese sündige Weltordnung mit sich bringt, hat man eben zu tragen, solange diese Weltordnung besteht; auf die Vorteile, die sie bietet, auf den Rechtsschutz, den sie gewährt, soll der Jünger Jesu lieber verzichten und einzig darauf bedacht sein, sich im kommenden Gottesreich das Bürger-

Digitized by Google

recht zu sichern. Ja, die Geheime Offenbarung sprüht glühenden Haß gegen die Römerherrschaft, die den Kult des Kaisers verlangt und bereits Christenblut vergossen hat. Sie bekleidet den feurig erwarteten Messiaskönig mit blutigem Kriegsmantel und umgürtet ihn mit scharfgeschliffenem Schwerte, um das gottlose Reich zu zertrümmern und das Blut der unschuldig Gemordeten zu rächen. Ähnliche Stimmungen brechen in Zeiten akuter Verfolgung immer wieder hervor, und dem Kaiserkult stellte die Kirche einmütig und allezeit ein entschiedenes Nein entgegen. Hier hat sie niemals paktiert, niemals sich auf einen Kompromiß eingelassen. Den Kaiserkult empfand sie stets als das grellste satanische Widerspiel ihrer eigenen Religion. Der Herr, dem sie ihren Kult weihte, dem sie mit denselben Gedanken und Wendungen, mit denselben göttlichen Attributen huldigte, wie sie der Kaiserkult gezeitigt hatte, war Jesus Christus, das Abbild und die vollendetste Offenbarung des Vatergottes.

Ein freundlicherer Ton ist von Paulus im Römerbrief angeschlagen: die weltliche Obrigkeit wird auf göttlichen Willen zurückgeführt, Gehorsam und Steuerwilligkeit nicht bloß um der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen gefordert und die sittliche Bedeutung der staatlichen Rechtsordnung gewürdigt. Und auch dieser Ton ist nie ganz verklungen, ist in Zeiten relativen Friedens vernehmlicher geworden. Ja bei demselben Schriftsteller klingen die Stimmungen oft in merkwürdiger Mischung durcheinander. Derselbe Tertullian, der Christentum und Kaiserkrone für eine unmögliche Synthese hält, erblickt doch wieder in den „guten" Kaisern Freunde und Beschützer der wahren Religion und erwähnt das Gebet für Kaiser und Reich, für Heer und Flotte im christlichen Gottesdienst. Was Tertullian für ausgeschlossen hielt, einen christlichen Kaiser, betrachtete man bald als sehr wohl möglich. Über Kaiser Philippus Arabs ging in christlichen Kreisen bald die Rede um, er sei heimlicher Christ gewesen und habe sogar Kirchenbuße geleistet. Unter der Regierung dieses Kaisers träumte der große Theologe Origenes den entzückenden Traum einer Versöhnung von Reich und Kirche und einer stillen Zelle

Digitized by Google

für den Asketen und Gelehrten im Schatten dieses goldenen Friedens. Ja, schon in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, als andere noch im Universalismus des römischen Reiches eine dämonische Nachäffung des universalen Reiches Christi erblickten, hat ein hellsehender kleinasiatischer Bischof, Melito von Sardes, zwischen Christus und dem Kaiser, zwischen der Geschichte des Römerreiches und der Geschichte der christlichen Kirche eine von Gott selbst gezogene Parallele, eine Art „prästabilierter Harmonie" entdeckt. Schon damals hatte man also in der Kirche „den Mut und die Erkenntnis, den Kaiserthron zur Beute der Zukunft zu rechnen."

Dieser Stimmungswechsel in bezug auf das römische Staatswesen steht im Zusammenhang mit anderen tiefgreifenden Wandlungen, die im Laufe des zweiten und driten Jahrhunderts in und an der Kirche eintraten: die Kirche wurde selber ein Staat. Das Urchristentum war ganz ohne rechtliche Verfassung, nicht aufs Recht, sondern allein auf den Geist gestellt, eine homogene, nur durch die Mannigfaltigkeit der Gaben unterschiedene Gemeinschaft von Geisteträgern, eine Kirche, die nicht von einem Dogmenkomplex, sondern von der Hoffnung auf die baldige glorreiche Ankunft des vor kurzem gekreuzigten, vom Vater aber auferweckten und verherrlichten Herrn Jesus Christus lebte, die nicht mit jahrhundertelangem Bestande, sondern mit der baldigen Umgestaltung aller Dinge und dem Anbruch des Gottesreiches rechnete und von Evangelisten, Propheten und Lehrern in dieser Stimmung erhalten wurde, eine Kirche ohne Kult und Opfer und Priestertum, mit einem Taufbad im Namen Jesu als Aufnahmeakt und einem Mahle aus Brot und Wein zur Pflege brüderlicher Gesinnung und der Geistesgemeinschaft mit dem sehnsüchtig erwarteten Herrn: kurz, kein Monumentalbau, sondern eine Schutzhütte zum Unterschlupf vor den Wettern des kommenden Gerichtes.

Das war ein Gebilde, wie es dem glühenden Enthusiasmus und der hochgespannten Erwartung der ersten Jahrzehnte nach dem Hingang Jesu entsprang und entsprach, das sich aber sofort umzugestalten anfing, als die Wiederkunft Jesu ausblieb und die

Digitized by Google

menschliche Schwäche und Mittelmäßigkeit, das Autoritäts- und Priesterbedürfnis des Volkes sich geltend machte. An die Stelle der prinzipiellen Gleichartigkeit und Gleichberechtigung trat der Unterschied von Klerus und Laien, der Klerus stufte sich in verschiedene Ämter ab und erhielt im Bischof eine monarchische Spitze, die kirchliche Vorstandschaft wurde zum sacerdotalen, freilich noch wenig hierarchischen Priestertum, die gottesdienstliche Gemeindeversammlung zur Opfer- und Mysterienfeier mit Zeremonien und Symbolen, der Episkopat zum autoritativen, von den Aposteln sich herleitenden und auf apostolischer Sukzession beruhenden Lehramt. Zum Lehramt. Denn der jüdische Messiaskönig war inzwischen zum göttlichen Weltlogos, Glaube und Hoffnung zur Lehre, das Christentum zu einer „Philosophie" geworden. Diese christliche Philosophie hatte mit dem Neuplatonismus, dem Testament der antiken Philosophie, so viel Anschauungen und Interessen gemeinsam, daß neuplatonische Philosophen und christliche Theologen Schulter an Schulter gegen die gnostische Trennung von Gott und Welt kämpften. Die christliche Morallehre aber berührte sich in manchen Punkten mit stoischen Grundsätzen, die bereits auf die damaligen Rechtsanschauungen Einfluß gewonnen hatten. Dem Hauptvorwurf, den die heidnische wie die jüdische Umwelt gegen das Christentum schleuderte, dem Vorwurf des Abfalls vom väterlichen Glauben, der zersetzenden Kritik am Überkommenen, der Neuerungssucht, also des „Modernismus" — er bedeutete schon damals ein „Compendium aller Häresieen" — begegnete man durch den Gedanken von der Präexistenz des Christentums und der Kirche: die christliche Religion ist im Grunde genommen älter als alle Religionen, sie ist so alt wie die Welt, sie ist am Anfang wie der Logos selbst, der einstmals zu den Vätern durch die Propheten, zur Heidenwelt durch die Geistesarbeit der griechischen Philosophie gesprochen hat und in der Fülle der Zeit in Jesus Christus leibhaftig erschienen ist.

Im Kampf gegen die große gnostische Gefahr stellte die Kirche ihren Lehrtyp, ihre Glaubensregel, heraus, baute sie ihre Verfassung aus. Die christlichen Gemeinden schlossen sich zu Pro-

Digitized by Google

vinzen, die Provinzen wieder zu größeren Verbänden zusammen, entsprechend der politischen Einteilung des römischen Reiches. Wichtige Fragen wurden schon im zweiten Jahrhundert auf Provinzialsynoden, im dritten auf umfassenderen Konzilien erörtert und geregelt, eine lebhafte gegenseitige Korrespondenz war ebenso Ausfluß wie Förderungsmittel des kirchlichen Einheitsbewußtseins. Eine rechtliche monarchische Spitze der Gesamtkirche fehlte noch — diese war eine große Konföderation rechtlich gleichstehender Bischofskirchen —, aber im Osten wie im Westen, am Euphrat wie in Spanien blickte man mit Hochachtung und Vertrauen nach Rom, auf den römischen Bischof, den Nachfolger Petri, der seine Kollegen an moralischer Autorität ebenso überragte, wie die Hauptstadt die anderen Städte des Reiches überstrahlte, wie Petrus unter den Aposteln eine hervorragende Rolle gespielt hatte. So war „das merkwürdige Gebilde der Kirche dem Imperium von Geburt an gleichsam nachgewachsen", war ein Staat im Staate geworden, dem Staate ungemein gefährlich als verschmähte Liebhaberin, ungemein wertvoll als Lebensgenossin. „Die Kirche war in jeder Hinsicht bereit, nichts fehlte ihr mehr: wie eine Braut mit reicher Mitgift wartete sie halb unbewußt, aber sehnsüchtig auf den kaiserlichen Freier. Sie war ihm ebenbürtig, sie war durch ihre göttliche Autorität und durch ihren Klerus so mächtig wie er durch seine Soldaten. Sie war mächtiger als er, aber ihre äußere Lage entsprach noch nicht ihrer Stellung. Konstantin hat sie erschaut und ihr die Hand zum Bunde gereicht." Wie sehr die Kirche bereits hof- und regierungsfähig war, zeigt das Beispiel Großarmeniens, wo das Christentum bereits am Ende des dritten Jahrhunderts durch König Tiridates zur offiziellen Staatsreligion erhoben worden war.

Wie die Kirche zum Staate hin, so hat sich auch der Staat in der Richtung auf die Kirche entwickelt und damit einer Verbindung vorgearbeitet. Seit dem zweiten und dritten Jahrhundert war er ein entnationalisierter Allerweltsstaat geworden: die Stelle, die das entschwundene nationalpatriotische Bewußtsein leer gelassen hatte, mußte von einem andern starken Bewußtsein ausge-

Digitized by Google

füllt werden, und dies konnte nur ein universalreligiöses sein, wie es auch durch die Kirche pulste und in der Kirche verkörpert war. Ebenso war der Religion des Staates das nationalpolitische Element abhanden gekommen: sie war ein Gemisch von altrömischen, griechischen und ganz neu einströmenden orientalischen Kulten. Die Religionspolitik der Kaiser bestand seit dem dritten Jahrhundert in einem unaufhörlichen Experimentieren. Was aber aus allen diesen Experimenten ebenso unverkennbar herausspringt, wie aus der damaligen Religionsphilosophie und aus dem Kaiserkult, das sind die monotheistischen Tendenzen, das Streben nach Zusammenfassung, nach Einheit, nach einer obersten Spitze. Das war ein deutlicher Fingerzeig auf das Kommende: der Sonnengott, oder Mithra, oder wer an die Spitze gesetzt ward, konnte jederzeit das Szepter der obersten Weltregierung an den Christengott abtreten. Bezeichnend ist auch der Versuch des Maximinus Daza, eine der christlichen Kirche nachgebildete heidnische Staatskirche zu schaffen. Ein vergebliches und durchaus überflüssiges Unternehmen. Denn was man wollte und suchte, eine gut organisierte universale monotheistische Religion war ja bereits da; man brauchte sie nur heranzuziehen, da man ihrer ja doch nicht Herr wurde. Der Versuch, sie zu unterdrücken, war schon zur Zeit des Decius zu spät gekommen, unter Diokletian war er nahezu ein Anachronismus und hatte die ganze Zeitstimmung gegen sich. So tat Konstantin das Einzige, was unter diesen Verhältnissen, bei dieser „Coincidenz zweier Intentionen" zu tun war: er bot der Kirche die Hand zum Frieden und zum Bunde. Dazu brauchte es keines Himmelszeichens und keines „himmlischen Feldpredigers", sondern nur eines Verständnisses für die Zeichen der Zeit, eines hellen Blickes in die politische und religiöse Lage des Reiches.

So hätte also Konstantin lediglich aus kalter politischer Berechnung gehandelt und im Gedanken, daß Rom wohl eine Messe wert sei, sich zu einer Religion bekannt, der er innerlich ganz ferne stand, mit der Kirche paktiert wie später Napoleon mit dem Papste wegen eines Fläschchens Salböl paktierte, sich eine Maske vorgebunden, eine ihm fremde Rolle übernommen und bis zum Ende mit Bravour

Digitized by Google

durchgespielt? Seit Jakob Burckhardt wird Konstantin in wissenschaftlichen Kreisen vielfach so beurteilt: „In einem genialen Menschen", sagt der gefeierte Historiker, „dem der Ehrgeiz und die Herrschsucht keine ruhige Stunde gönnen, kann von Christentum und Heidentum, bewußter Religiosität und Irreligiosität gar nicht die Rede sein; ein solcher ist ganz wesentlich unreligiös, selbst wenn er sich einbilden sollte, mitten in einer kirchlichen Gemeinschaft zu stehen. Das Heilige kennt er nur als Reminiszenz oder als abergläubische Anwandlung. Die Momente der inneren Sammlung, die bei dem religiösen Menschen der Andacht gehören, werden bei ihm von einer ganz anderen Glut aufgezehrt: weltumfassende Pläne, gewaltige Träume führen ihn glatt auf den Blutströmen geschlachteter Armeen dahin; er gedenkt wohl, sich zur Ruhe zu setzen, wenn er dieses und jenes erreicht haben wird, was ihm noch fehlt, um alles zu besitzen; einstweilen aber gehen alle seine geistigen und leiblichen Kräfte den großen Zielen der Herrschaft nach; und wenn er sich einen Augenblick auf sein wahres Glaubensbekenntnis besinnt, so ist es der Fatalismus."

Das heißt man aber nicht historisch, sondern aprioristisch verfahren. Wir dürfen nicht mit einem fertigen allgemeinen Urteil an die Quellen herantreten, sondern müssen unser Urteil erst aus den Quellen gewinnen. Nun hat freilich Konstantin das Unglück gehabt, einem Lobredner in die Hände zu fallen, der ihn bald nach seinem Tode in einer ans Lakaienhafte grenzenden Bewunderung wie einen byzantinischen Heiligen auf eitel Goldgrund gemalt hat. Dieser Biograph, Bischof Eusebius von Cäsarea, hat das damit erreicht, daß die griechische Kirche den „apostelgleichen Konstantin" als Heiligen verehrt, während die lateinische Kirche hier mehr Takt und Zurückhaltung gezeigt hat; er hat aber zugleich verschuldet, daß das von ihm gezeichnete Bild Konstantins auf den modernen Menschen den Eindruck eines unausstehlichen Frömmlers und widerwärtigen Heuchlers macht. Allein man muß eben von diesem Bilde die eusebianische Schicht abkratzen und im übrigen Konstantin nicht mit modernen Maßstäben beurteilen, sondern aus seiner Zeit und Umgebung verstehen lernen.

Digitized by Google

Gewiß haben politische Erwägungen bei Konstantin eine große, vielleicht die größte und entscheidende Rolle gespielt; diese drängten sich ja einem scharfen Beobachter, wie wir gesehen haben, geradezu auf. Allein sie schließen eine gewisse innere Berührung Konstantins durch das Christentum keineswegs aus, und was die Quellen über seinen Schritt erzählen, läßt erkennen, daß er sich in seiner Art mit dem Christentum auch innerlich beschäftigt und auseinandergesetzt hat. Konstantin war eine echte Soldatennatur, und wir dürfen von ihm nicht etwa eine Bekehrungsgeschichte erwarten, wie sie ein Justin der Philosoph und Märtyrer von sich erzählt, und wie sie viele andere Grübler und Wahrheitssucher durchgemacht haben, die von Philosophie zu Philosophie, von System zu System irrten, bis sie endlich im Christentum die wahre Philosophie und damit die Ruhe und den Frieden ihrer Seele fanden. Nicht durch die Erhabenheit der christlichen Lehre und die Schönheit der christlishen Moral wurde Konstantin angezogen; für ihn war die Religion die richtige und wahre, die sich durch den äußeren Erfolg als die kräftigste und mächtigste erwies, der Gott der höchste Herrscher, der seine Überlegenheit am handgreiflichsten dokumentierte. Aus dem Vaterhaus brachte er eine gewisse monotheistische Stimmung, sowie eine weitherzige Toleranz und Christenfreundlichkeit mit. Im Sonnengott verehrte sein Vater Konstantius Chlorus das höchste Wesen, und auch als die Stürme der diokletianischen Verfolgung am lautesten tobten, war sein Herrschaftsgebiet Gallien fast eine Oase des Friedens, da er von den vier Edikten gegen die Christen nur das erste, mildeste, durchführte. Diese tolerante Religionspolitik übernahm Konstantin nach dem Tode seines Vaters als Erbe (306), wie er auch dessen Sonnenkult teilte.

Nun trat der Kampf gegen Maxentius an ihn heran und damit eine Fülle von Sorgen und Fragen. Darf er es wagen, mit seinem kleinen Heere gegen eine vierfache Übermacht zu Felde zu ziehen? Wird er nicht kläglich scheitern, zum mindesten an den festen Mauern Roms, die dem Gegner Schutz bieten? Wenn er nur wüßte, auf wessen Seite der Himmel steht und wer der Gott ist, der die kräftigste Hilfe brächte! Die kapitolinischen Götter werden wohl zu ihrem Ver-

Digitized by Google

ehrer Maxentius, dem Herrn Roms, halten. Wenigstens hatten die Haruspices ihm, dem Konstantin, aus den Eingeweiden der Opfertiere nichts Gutes geweissagt. Ob er's nicht doch einmal mit dem vielumstrittenen Christengott versuchen soll, der seine Bekenner zwar nicht vor Leiden und Verfolgungen bewahrt, aber mit Starkmut und Heroismus ausrüstet, dessen Sache dem Siege näher ist als dem Untergange, dessen Widersacher, wie soeben noch Maximianus und Galerius, mehr oder weniger elend umgekommen sind, während die toleranten Herrscher fast alle vom Glücke begünstigt waren?

In diesen Zeiten des Sinnens und Sorgens mag Konstantin, wie er zu tun pflegte, zum Himmel, zur Sonne aufgeschaut haben, ob ihm nicht von dort in irgendeiner Form ein Wink zukäme. Und da mag er ein Zeichen gesehen haben, das er in einem für sich günstigen Sinne deutete. Auch was von einem Traumgesicht berichtet wird, lag gar nicht ferne. Die Sorgen und Nöte des Tages schleichen sich auch ein in die nächtlichen Träume, und eine Lösung, die mit allem Aufgebot von Scharfsinn nicht gefunden wird, stellt sich nicht selten wie eine fertige Erkenntnis, wie eine blitzartige Erleuchtung ein im Dämmerzustand des Halbschlafes oder des Erwachens. Als aber Konstantin später, am Abend seines Lebens, nach einer Regierung von beispielloser Dauer und von beispiellosen Erfolgen zurückblickte in jene Zeit des Hangens und Bangens, auf jenen kritischen Moment des ersten kühnen Wagens, da trug ihm das Zeichen, das er damals am Himmel gesehen und richtig gedeutet, diese Deutung selber als feurige Inschrift: „Damit siege!" Mit diesem Zeichen hat er's gewagt und gewonnen, überraschend gewonnen. Der Übergang über die Alpen, sein Kriegszug durch Italien, der entscheidende Sieg an der milvischen Brücke, wo Maxentius sich ihm in die Hände lieferte und ihn einer langwierigen Belagerung Roms überhob, der Tod des Gegners in den Fluten des Tiber — das alles war ihm der offenkundigste Beweis dafür, daß er sich an den mächtigsten Gott gewandt hatte, als er seine Blicke auf den Gott der Christen richtete, daß er den zauberkräftigsten Namen gewählt hatte, als er die Anfangsbuchstaben des Namens Christi auf die Schilde seiner Soldaten setzte. Dieser

Digitized by Google

mächtigste und kräftigste Gott muß der wahre sein. War doch der Eindruck dieser Ereignisse auch auf die Heiden so überwältigend, daß auch sie diese Wendung in ihrer Art auf göttliche Fügung zurückführten und der Senat auf den Triumphbogen, den er dem Sieger errichtete, die Worte setzen ließ, Konstantin habe „auf Eingebung der Gottheit" mit gerechten Waffen den Staat gerettet. Konstantin selber wußte wohl, welcher Gottheit er die Eingebung und den Sieg verdankte, und er bekannte es durch die Statue, die er sich in Rom errichten ließ, aller Welt, durch welches Zeichen es ihm gelungen war, die Stadt vom Tyrannen zu befreien.

So beschaffen ungefähr waren bei Konstantin die „motiva credibilitatis", die „praeambula et initia fidei", die Beweggründe und Anfänge des Glaubens an das Christentum: eine derbe Landsknechtsreligion, die sich dem Gott verschreibt, der das Heer zum Siege führt, das Amulett wählt, das am sichersten stichfest macht, auf den Namen schwört, dem die stärkste Zauberkraft innewohnt. Als der Feldherr das Monogramm Christi auf die Schilde heften und vollends als er das Labarum dem Heere vorantragen ließ, da wußte wohl jeder, „an wen der glaubt". Wir werden aber einen solchen „Glauben" einem Konstantin zugute halten dürfen, wenn wir bedenken, daß damals in puncto Aberglauben mancher christliche Bischof einem Soldaten, mancher heidnische Philosoph und Gelehrte einem Packträger nicht nachstand. Auch der Biograph Konstantins, der gelehrte Kirchengeschichtsschreiber und Bischof Eusebius, findet durchaus nichts daran auszusetzen, daß Konstantin den Namen und das Kreuz Jesu als Zaubermittel gebrauchte, um den Sieg an seine Fahnen zu heften. Es klingt wie eine Reminiszenz an die eigene Entwicklung, wenn Konstantin den von Nicäa heimkehrenden Bischöfen die Ermahnung mitgibt, sie sollen die christliche Religion den Heiden doch ja recht annehmbar machen; nur wenige seien Freunde der Wahrheit, die auf dem Wege der Überzeugung bekehrt würden, mehr wirke bei den meisten die Hoffnung auf materielle Vorteile oder auf einen einflußreichen Schutzherrn. Er selbst hatte sich ja seinerzeit auch nach einem Schutzherrn umgesehen und ihn im Christengott gefunden.

Digitized by Google

Bei diesen Anfängen blieb aber der Kaiser nicht stehen, sondern er machte eine gewisse Entwicklung in seiner religiös-christlichen Gesinnung und Auffassung durch. Freilich des eigenen Aberglaubens wurde er, wie die meisten seiner Zeitgenossen, sein Leben lang nicht Herr und das Moment der Furcht spielte in seinem Verhältnis zu Gott eine größere Rolle als die Liebe. Aber seine Sprache wurde, zumal nach Überwindung des Licinius und Gewinnung der Alleinherrschaft, entschiedener und deutlicher, als sie in der Mailänder Proklamation gewesen war. Das Christentum ist ihm nunmehr „wahre und göttliche Lehre", „ehrwürdigstes und göttliches Gesetz", „lichtvolle Erkenntnis", „der göttliche Kult", „heiliger Dienst und himmlische Kraft", „glänzendstes Haus der Wahrheit", „Kirche ewiger Heiligkeit", das Heidentum dagegen „schändlicher Wahn", woran „ganze Völker und Nationen zugrunde gegangen sind", „Gewalt der Finsternis", „verabscheuungswürdiger Götzendienst", „Weihestätte der Lüge". Daß er in der Gesetzgebung bei aller Begünstigung der Kirche und Berücksichtigung christlicher Anschauungen doch wieder schonend gegen das Heidentum verfuhr und wahrscheinlich noch kein allgemeines Opferverbot erließ, war politische Klugheit. Wenn er aber trotzdem in seinen Gesetzen und Manifesten so schroff ablehnende und verurteilende Wendungen gegen das Heidentum gebraucht, dem doch noch die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung anhing, so erklärt sich das nicht etwa aus dem „öden Deismus eines Eroberers, der einen Gott braucht, um sich bei allen Gewaltstreichen auf etwas außer ihm berufen zu können", wie Jakob Burckhardt meint, sondern aus innerer Abneigung gegen das Heidentum und gesteigerter Freude am Christentum. Auch eine Münze, die der Kaiser prägen ließ und die eine am Boden liegende, von der Schaftspitze des Christusbanners durchstochene Schlange zeigt, verrät seine Gesinnung. Ebenso war es ein Bekenntnis, als er bei der Appellation der Donatisten an das kaiserliche Gericht sich äußerte: „Sie verlangen mein Urteil, der ich das Urteil Christi erwarte." Es ist auch bezeichnend, daß weder die Christen noch die Heiden seiner Zeit jemals einen Zweifel in die Ehrlichkeit

Digitized by Google

und Aufrichtigkeit seiner Gesinnung gesetzt haben. Freilich dürfen wir den Christen in ihrer Herzensfreude über den neuen Stand der Dinge nicht viel Kritik zumuten. Aber die Heiden hätten aus ihrer Beobachtung sicher kein Hehl gemacht, und der Haß hat scharfe Augen. Man urteilte auch in heidnischen Kreisen sehr scharf über Konstantin und seine Regierung, und wo man milde zu sein glaubte, hieß es: in den ersten zehn Jahren sei er ein trefflicher Fürst gewesen, in den folgenden zehn Jahren ein Räuber, und in den letzten ein unmündiges Kind. Aber daß er ein Heuchler gewesen sei, hat niemand gesagt.

Zum Beweise dafür, daß Konstantin ein alles persönlichen Christentums barer, herrschsüchtiger und mörderischer Egoist gewesen sei, wird namentlich auf die zahlreichen Tragödien verwiesen, die, auch noch in seinen späteren Regierungsjahren, in seiner Familie spielten. Nicht bloß sein Schwiegervater Maximianus und sein Schwager Bassianus, auch sein Schwager Licinius und dessen Sohn Licinianus, ja sein eigener Sohn Crispus und seine eigene Gemahlin Fausta, die Stiefmutter des Crispus, fielen den Blutbefehlen des Kaisers zum Opfer. Diese Hinrichtungen füllen allerdings ein düsteres Blatt der konstantinischen Geschichte, erwecken in der Tat den Eindruck eines „rücksichtslosen Sultanismus" und scheinen das Urteil zu rechtfertigen, daß Konstantin der „Schlächter der eigenen Familie" gewesen sei. Allein auch hier hat der Historiker vor allem die Pflicht, sich um das Verständnis der Geschichte zu bemühen, ehe er ein sittliches Urteil ausspricht. Auch diese Maßregeln müssen vom Standpunkt der damaligen Zeitverhältnisse und Anschauungen aus gewertet werden, und man darf dabei nicht übersehen, daß über den Einzelheiten vielfach ein Dunkel liegt, das wir nicht mehr zu durchdringen vermögen. Es sei hier nur das Urteil Otto Seecks angeführt, der als einer der besten Kenner des konstantinischen Zeitalters gilt: „Konstantin hat sich nie mit einem Morde befleckt, zu dem er nicht nach dem Rechte jener Epoche und der Stimme seines eigenen Gewissens befugt gewesen wäre, und mitunter hat er geschont, wo er hätte hinrichten dürfen, ja vielleicht müssen. Denn

Digitized by Google

was den Charakter dieses merkwürdigen Mannes vor allem auszeichnet, war ein tiefgewurzeltes Pflichtgefühl und ein religiöses Empfinden, das freilich die Farbe seiner Zeit und seines rohen Standes an sich trug, darum aber nicht minder ernst und fromm war." Was Gibbon über die Ausnützung seines Sieges über Maxentius sagt, daß Konstantin dabei weder den Ruhm der Milde, noch den Tadel unnötiger Strenge verdiente, läßt sich wohl von seiner ganzen Regierung sagen. Konstantin der Katechumene brauchte auch nicht christlicher zu empfinden als die Kirche seiner Zeit. Vom Kaiser Philippus Arabs ging, wie wir hörten, schon frühe die Sage, er sei Christ gewesen und habe sogar — wegen Ermordung seines Vorgängers — Kirchenbuße geleistet. Bekanntlich wurde später Theodosius der Große wegen eines in zorniger Übereilung erteilten Blutbefehles vom Bischof Ambrosius von Mailand zwar nicht an der Kirchentüre abgewiesen, wie die Legende erzählt, aber in einem ebenso klugen und taktvollen wie eindringlichen Briefe wirklich zur Kirchenbuße angehalten. Als der Usurpator Maximus den Bischof Martin von Tour zur kaiserlichen Tafel lud, erhielt er von ihm die Antwort: mit einem Kaisermörder und Thronräuber könne er nicht zu Tische sitzen. Wenn sich nun gegen Konstantin, an dessen Hof Bischöfe ein- und ausgingen, wegen jener Hinrichtungen nicht eine einzige Stimme aus kirchlichen Kreisen erhoben hat, werden wir wohl annehmen dürfen, daß sie hinlänglich begründet erschienen.

Freilich war es mit Konstantins persönlichem und praktischem Christentum immer etwas schief bestellt, und sein ihn sonst so verherrlichender Biograph Eusebius hat ihm zum Schluß doch selbst das Urteil gesprochen, wenn er ihn auf dem Sterbebette sagen läßt: es schwinde nun jede Zweideutigkeit, ihn versichern läßt: wenn der Herr über Leben und Tod ihn genesen und fortan am Gottesdienste teilnehmen lasse, so sei er ein für allemal entschlossen, sich selbst Gesetze des Lebens zu geben, die Gottes würdig seien. „Das war," bemerkt Theodor Zahn, „ein großes Bekenntnis, und im Munde eines Sterbenden ist es am ehesten noch Wahrheit."

Digitized by Google

2.

Als Konstantin im Jahre 337 in der Villa Achyrona bei Nikomedien die Augen schloß, war das Schicksal des Heidentums und damit die künftige Gestaltung der Kirche und des Reiches besiegelt: zur katholischen Staatskirche war der Grund gelegt, ihre Vollendung war nur noch eine Frage der Zeit. Mit dem Heidentum verfuhr Konstantin selbst klug und schonend. Er war scharfsichtig genug, zu erkennen, daß das Heidentum, sich selbst überlassen, von selbst auch zerfallen werde und daß es nur eines leisen Fingerdruckes bedürfe, um diesem Auflösungsprozeß nachzuhelfen. Konstantins ganze Haltung, seine Gesetzgebung, namentlich aber die christliche Erziehung seiner Söhne war eine Propaganda für das Christentum und eine Garantie für dessen künftige Alleinherrschaft. Wie der Schwedenkönig Karl IX. von seinem Sohne Gustav Adolf zu sagen pflegte: „Ille faciet", er wird's machen, so hätte auch Konstantin von seinen Söhnen sagen können: Sie werden's machen. Sie haben's gemacht, sie haben den gesamten heidnischen Kult unter schweren Strafen verboten. Und von Theodosius I. wurde im Jahre 380 die katholische Kirche für die einzig berechtigte Form des Christentums, jede Abweichung für strafbare Ketzerei erklärt. Kaiser Gratian aber ließ im Jahre 382 den Altar der Göttin Viktoria unter den Tränen der vornehmen Heidenwelt endgültig aus dem Senatssaal entfernen: damit fiel das letzte Symbol einstiger politischer Herrlichkeit der heidnischen Religion. Nicht mehr unter dem Schutze der Viktoria und der kapitolinischen Götter stand das römische Reich, sondern unter dem Schutze Christi und seiner Heiligen. Das Christentum war Staatskirche geworden und damit an eine Stelle gerückt, für die es wahrlich nicht von Anfang an bestimmt war, an die Stelle der heidnischen Staatsreligion.

Eine „christliche Staatskirche"! Hätte man zu einem Christen der ältesten Zeit davon geredet, er hätte verständnislos und ungläubig den Kopf geschüttelt und gesagt: Das ist ja ein Ding der Unmöglichkeit, ein Widerspruch in sich selbst! Was hat Christus mit dem römischen Kaiser, das Christentum mit dem Staate zu

Digitized by Google

schaffen? Das sind zwei getrennte Welten, die sich nie finden werden, es müßte denn der Staat aufhören Staat, oder das Christentum aufhören Christentum zu sein. Hat Jesus doch gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt; wenn mein Reich von dieser Welt wäre, so hätten meine Diener gekämpft, daß ich den Juden nicht wäre ausgeliefert worden. Nun ist aber mein Reich nicht daher, es ist ein Reich der Wahrheit." Und ferner gesagt: „Wer zum Schwerte greift, wird durch das Schwert umkommen." Und als einstmals Jakobus und Johannes wollten, daß Feuer vom Himmel herabkomme und das Samariterdorf verzehre, das Jesum nicht aufgenommen hatte, schalt er sie und sprach: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?" Sein Apostel aber schreibt: „Unser Staatswesen ist im Himmel, von wo wir auch als Heiland erwarten den Herrn Jesus Christus."

Daß Religion nicht ein vom Staate zu betreuendes und zu beschützendes Institut, nicht Staatssache, sondern Privatsache, innerste Herzensangelegenheit jedes einzelnen sei, die ohne jeden Zwang, in voller Freiheit, rein nach eigener Überzeugung geregelt werden müsse, das hat niemand lauter verkündet als die Apologeten der unterdrückten Kirche — und niemand rascher und gründlicher vergessen als die Theologen und Bischöfe der siegreichen Kirche. „Es ist nicht Sache der Religion, Religion erzwingen zu wollen," schreibt Tertullian an den Prokonsul Scapula, „sie muß freiwillig übernommen werden, nicht zwangsweise, da auch Opfer nur aus freiem Herzen genehm sind." „Es läuft auf Irreligiosität hinaus," heißt es in seinem Apologetikum, „die Religionsfreiheit zu rauben und die Wahl der Gottheit zu verbieten, so daß man nicht verehren darf, wen man will, sondern verehren muß, wen man nicht will. Wird sich doch niemand, nicht einmal ein Mensch, von einem Widerstrebenden verehren lassen wollen!" Noch Laktanz führt während der diokletianischen Verfolgung eine ähnliche Sprache. In der konstantinischen Kirche aber verstummt diese Melodie vor andern Tönen. Mit der Staatskirche stellt sich auch die Unduldsamkeit ein. Schon unter den Konstantinssöhnen veröffentlichte Firmikus Maternus, derselbe,

Digitized by Google

der zehn Jahre zuvor noch die Astrologie verteidigt hatte, eine leidenschaftliche Schrift gegen „den Irrtum der heidnischen Religionen", ein wahres „Lehrbuch der Intoleranz", worin die Ausrottung des gesamten Heidentums und die gewaltsame Bekehrung der Heiden als göttliche Mission der Kaiser bezeichnet und ihnen dafür der Segen des Himmels in Aussicht gestellt wird. Die Rollen sind vertauscht: nun betteln die Heiden um Duldung, die sie früher den Christen verweigert hatten. So schreibt Symmachus: „Bedenken wir, daß dieses Wesen, an das sich die Gebete aller Menschen richten, für alle dasselbe ist. Wir schauen alle auf zu denselben Sternen, derselbe Himmel gehört uns allen, wir sind eingeschlossen in dasselbe Weltall. Was liegt daran, auf welche Weise jeder die Wahrheit sucht? Es ist nicht nur ein einziger Weg, der zu einem so großen Geheimnis führt." Aber sie erhalten zur Antwort: es wäre ein Frevel gegen den wahren Gott, neben ihm falsche Götter, die in Wirklichkeit finstere Dämonen seien, verehren zu lassen. Das ergiebige Arsenal des Alten Testamentes, in das man mehr und mehr zurückgriff, bot Waffen genug, um das Recht und die Pflicht der Ausrottung des Götzendienstes durchzufechten. Früher wußten die christlichen Apologeten nicht genug zu schmälen und zu spotten über Götter und eine Götterverehrung, die des staatlichen Schutzes bedürften. Jetzt hielt man es für selbstverständlich, daß der Kaiser der Schutzherr des Christentums und der Kirche sei. Ja selbst ein Ambrosius brachte es fertig, über eine vom Staate bezahlte Religion zu spötteln, weil sich die Heiden um den Rest der Einkünfte wehrten, der den vestalischen Jungfrauen noch geblieben war — zu einer Zeit, als die Priester der Kirche bereits in staatlichen Privilegien schwelgten. Immerhin muß man anerkennen, daß sich die Kirche selbst nur nach und nach von den Stürmern und Hetzern in ihren eigenen Reihen und dem schlechten Beispiel der staatlichen Organe auf die krummen Wege gewaltsamer Heidenbekehrung locken ließ. Doch mag das Bekehrungsmittel, das Papst Gregor I. einem sardinischen Bischof gegen einen die Taufe zurückweisenden Bauern anempfiehlt — „Er soll mit um so größeren Lasten beschwert werden, auf daß er durch die Strafe

Digitized by Google

der Bedrückung angetrieben wird, den rechten Weg einzuschlagen" — auch von kirchlicher Seite schon früher mit Erfolg angewandt worden sein.

Man hatte nämlich entdeckt, daß in der Parabel vom Hochzeitsmahle der Hausvater seinen Knechten den Befehl gebe: „Nötigt sie hereinzukommen!" Und diese „Nötigung" einer dringenden Einladung, eines lebhaften Zuredens faßte man als Nötigung des Zwanges und der Gewalt. Vor den Heiden waren es allerdings die Ketzer und Schismatiker, die diese neue Schriftdeutung zu fühlen bekamen. Schon im Jahre 385 floß in Spanien das erste Ketzerblut: der hagere Asket Priszillian wurde auf Betreiben einiger fanatischer Bischöfe vom Usurpator Maximus wegen „Zauberei", in Wirklichkeit wegen Ketzerei, hingerichtet, und geraume Zeit konnte in Spanien und Südgallien ein Geistlicher, der sich keiner ordentlichen Rundung erfreute und Einsamkeit und Gebet liebte, in den Verdacht des Priszillianismus kommen. Über jene Hinrichtung sprachen noch edle und fromme Bischöfe, wie Martin von Tours, Ambrosius von Mailand, Siricius von Rom offen ihren Abscheu aus. Augustin ließ ursprünglich überhaupt nur Belehrung und Gebet als Bekehrungsmittel gelten; in den für die staatliche und kirchliche Ordnung gleich gefährlichen Donatistenwirren redete aber auch er zuletzt Zwangsmaßregeln das Wort, aber mit ausdrücklichem Ausschluß der Todesstrafe. Allein seine ganze Argumentation wurde doch verhängnisvoll: eine spätere Zeit hörte aus allem nur das Wort „Gewalt" heraus, glaubte in Augustins Stimme die einmütige Anschauung des ganzen christlichen Altertums vor sich zu haben und dehnte die Gewalt in konsequenter Fortführung seines Beweisganges auf die Todesstrafe aus. Nach und mit den Ketzern kamen im Mittelalter die Hexen zu Tausenden an die Reihe, und so hat der christliche Staat auf Befehl der Kirche mindestens ebensoviel, wahrscheinlich aber mehr Christenblut vergossen als der heidnische Staat vor Konstantin. Dabei war dieser ehrlicher geblieben und hatte nie eine so heuchlerische Pose eingenommen, wie die Kirche, wenn sie immer wieder versicherte, daß sie nicht nach Blut dürste, wenn sie für einen Un-

Digitized by Google

glücklichen, der nach ihren und des Staates Gesetzen verbrannt werden mußte, die Bitte vorlog, es möge ihm nichts an Leib und und Leben geschehen!

Um aber diese traurige Entwicklung gerecht zu beurteilen, dürfen wir nicht übersehen, daß die Keime solcher Intoleranz schon früher in das Erdreich der Kirche gesenkt worden waren und durch die konstantinische Sonne nur zur Entfaltung kamen, daß der Fanatismus schon länger als still verhaltene Glut in der Kirche schwelte und nur durch den seit dem vierten Jahrhundert wehenden Wind mehr und mehr entfacht wurde, um schließlich als lodernde Flamme seine Opfer zu fordern. Im zweiten Johannesbrief steht das Wort: „Wenn einer zu euch kommt und diese Lehre nicht bringt, so nehmet ihn nicht ins Haus und bietet ihm keinen Gruß; denn wer ihm den Gruß bietet, der macht sich teilhaftig seiner bösen Werke." Von demselben Johannes, dem dieser Brief zugeschrieben wird, erzählt eine Überlieferung, er habe zu Ephesus das Badehaus, das er betreten hatte, sofort wieder verlassen, als er den Irrlehrer Cerinth daselbst gesehen habe, und gerufen: „Nur fort von hier, das Badehaus könnte einstürzen, wenn Cerinth, der Feind der Wahrheit, drinnen ist!" Und Bischof Polykarp von Smyrna soll in Rom dem ihm begegnenden Gnostiker Marcion auf dessen Frage, ob er ihn kenne, geantwortet haben: „Ja, ich kenne den Erstgeborenen Satans."

In der Bergpredigt hat Jesus die Seligkeit nicht an bestimmte Glaubenssätze geknüpft, sondern die Sanftmütigen, die Barmherzigen, die Herzensreinen, die Friedfertigen hat er selig gepriesen. Nicht wer „Herr, Herr!" sagt, wird ins Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen des himmlischen Vaters tut. An den Früchten der Werke erkennt man den Baum, nicht an den Blüten der Lehrsätze, die taub und fruchtlos sein können. An der Liebe soll man die Jünger Jesu erkennen. Auch in seiner Gerichtsschilderung verheißt Jesus denen das ewige Leben, die Hungernde gespeist, Dürstende getränkt, Nackte bekleidet, Fremde beherbergt, Kranke gepflegt haben, droht er denen mit ewiger Strafe, die das unterlassen haben — von Glaube und Lehre ist gar nicht die Rede.

Digitized by Google

Als aber das Christentum den Anspruch erhob, vor allem Lehre, die allein wahre Lehre und Weltanschauung zu sein, betrat es einen Weg, der bei der Intoleranz enden mußte.

Auch ein anderer Prozeß, der bereits im dritten Jahrhundert eingesetzt hatte, kommt in der konstantinischen Kirche zur vollen Auswirkung, nämlich die Verweltlichung und Paganisierung des Christentums. Wie seit dem zweiten Jahrhundert die griechische Philosophie, so übten seit dem dritten Jahrhundert die Mysterien einen Einfluß auf das Christentum aus und seit dem vierten Jahrhundert strömt mit den Massen aus dem Heidentum auch ein verkappter Paganismus und Polytheismus in die Kirche ein. Seitdem das Christentum vom Hofe und von der Regierung so offensichtlich begünstigt wurde, ließen sich viele taufen, um Carrière oder sonst gute Geschäfte zu machen. Heuchelei und Namenchristentum machen sich breit. Das zeigte sich namentlich unter der kurzen romantischen Reaktionsperiode Julians des Apostaten, als viele, die bisher eifrig zur Kirche gegangen waren, plötzlich ihr heidnisches und götterfreundliches Herz wieder entdeckten und mit Julian weidlich über die Konstantinssöhne spotteten. Daß überhaupt ein Idealist wie Kaiser Julian sich vom Christentum abwandte und sein Heil wieder in der neuplatonischen Philosophie und in den griechischen Mysterien suchte, ist eine schwere Anklage gegen die Kirche eines Konstans und Konstantius.

Die Massen, die jetzt unter der Lockung oder dem Drucke der Verhältnisse oder vielleicht unter dem augenblicklichen Eindruck schreckender Naturereignisse — Hieronymus erzählt von Massenbekehrungen wegen einer Sonnenfinsternis, Augustin wegen eines Erdbebens — an die Pforten der Kirche klopfen, bringen ihre bisherigen Anschauungen und Bedürfnisse mit, und die Kirche muß ihnen Rechnung tragen, ob sie will oder nicht. So steht die kirchliche Entwicklung nach der dogmatischen wie nach der moralischen Seite fortan unter dem Zeichen der Massenpsychologie. Der alte Spiritualismus, die pneumatische, geistige Erfassung des Christentums weicht einem derben Realismus und Materialismus. Dogma und Kultus werden immer sinnlicher, greifbarer, massiver.

Digitized by Google

Es ist nur scheinbar die Hierarchie, die diese Dogmen formuliert und diesen Kultus ausbildet, in Wirklichkeit ist es die Masse mit ihrem ungeheuren Bedürfnis nach einer unfehlbaren Autorität, nach fertigen Antworten auf alle Fragen des religiösen und sittlichen Lebens, die sich die Hierarchie und durch diese Dogma und Kultus geschaffen hat. Die Masse wird immer mehr tonangebend in der Kirche und die wenigen helleren Köpfe sinken entweder zum Aberglauben und der Kritiklosigkeit der Masse herab oder müssen sich wenigstens zu Konzessionen verstehen, um sich nicht unmöglich zu machen. Dieses böse Erbe hat die siegreiche Kirche von der absterbenden Antike übernommen und weiter gegeben. Die Folge war eine gewisse Unwahrhaftigkeit, von der Harnack jüngst schrieb: „Es hat in der Kirche, schon etwa vom vierten oder fünften Jahrhundert her, nie volle Wahrhaftigkeit geherrscht, zuoberst keine volle Wahrhaftigkeit im objektiven Sinne und sehr häufig und durch alle Jahrhunderte hindurch auch keine solche im subjektiven. Zu allen Zeiten hat man als Glaubensausdruck mehr und Gesteigerteres gesagt, als man verantworten konnte; immer drückte man sich in den dogmatischen Formeln exzentrischer aus, als man wirklich glaubte und im Leben durchzusetzen entschlossen war, und immer ging man in der Befestigung durch liturgische Formeln weiter, als man durfte." So erlangte, wie derselbe Gelehrte sagt, „eine Art theologischer Alchimie" die Herrschaft.

Tertullian sagt einmal, die Seele des Menschen sei von Natur aus christlich. Daß aber die Massenpsyche von Haus aus heidnisch ist und meistens auch heidnisch bleibt, mußte die Kirche an sich erfahren, als der Paganismus und Polytheismus in den verschiedensten Formen durch ihre Tore einzog und in Gestalt des Martyrer-, Heiligen-, Reliquien- und Bilderkultus sogar das Bürgerrecht erlangte. Diese Erscheinungen in die erste christliche Zeit zurückzudatieren ist ein vergebliches Bemühen, wobei der große Unterschied zwischen natürlicher Pietät und Hochschätzung und einer kultischen, sakralen Verehrung ganz außer acht gelassen wird. Gewiß hat die Kirche den Unterschied zwischen der An-

Digitized by Google

betung Gottes und der Verehrung der Heiligen theoretisch stets festgehalten, aber nicht weniger gewiß ist, daß diese Unterschiede sich in der volkstümlichen Vorstellung und Praxis sehr leicht verwischen, und das war damals, als die Leute vom heidnischen Götter- und Bilderdienst herkamen, noch mehr der Fall, als es heute noch da und dort der Fall ist. Im dritten Jahrhundert hat ein „Götzendiener" — wahrscheinlich der neuplatonische Philosoph Porphyr — eine Auffassung von Götterbildern, Tempeln und Opfern vorgetragen, an deren Höhe und Geistigkeit die Vorstellungen der meisten Christen bald nachher nicht mehr heranreichten. War doch in christlichen Kreisen, namentlich unter dem ägyptischen Mönchtum, die Anschauung verbreitet, daß Gott einen Leib habe mit einem Antlitz, mit Augen und Ohren, mit Händen und Füßen. Als einem dieser Einsiedler dargetan wurde, daß Gott ein körperloses, rein geistiges Wesen sei, rief er klagend aus: „Du hast mir meinen Gott genommen!" Auch von der Hierarchie mußte diese Vorstellung schonend behandelt werden, und als einst Bischof Theophilus von Alexandrien in einem Osterbriefe dagegen ankämpfte, kamen die in ihren heiligsten Gefühlen verletzten Mönche scharenweise aus der Wüste angerückt und forderten drohend Widerruf von dem „gottlosen" Patriarchen, der sich dann durch eine schlaue Wendung aus der Schlinge zu ziehen verstand.

Kurz bevor Konstantin erschien, schrieb Laktanz: „Wenn der wahre Gott allein verehrt würde, gäbe es nicht Zwietracht und Kriege mehr. Die Menschen wären vereint durch die Bande einer unlöslichen Liebe, da sie sich alle als Brüder betrachteten. Niemand würde mehr Schlingen legen, um sich des Feindes zu entledigen, jeder wäre mit Wenigem zufrieden, es gäbe weder Betrug noch Raub mehr. Wie glücklich wäre die Lage der Menschen! Welch goldenes Zeitalter begänne für die Welt!" Allein diese Schilderung paßt nicht einmal auf die Kirche des dritten Jahrhunderts und als Prophezeiung auf die Zukunft ist sie vollends zuschanden geworden. Auch nach dem Siege des Christentums ist die menschliche Gesellschaft in ihrem Denken und Fühlen, in ihrem Lieben

Digitized by Google

und Hassen im großen und ganzen dieselbe geblieben. Man besuchte jetzt statt der heidnischen Tempel und Mysterien das christliche Gotteshaus und die Messe, man nahm statt am Tisch des Herrn Serapis am Tisch des Herrn Jesus Christus teil, machte statt der Ambarvalien und Robigalien die kirchlichen Prozessionen und Flurgänge mit, wallfahrte, um gesund zu werden, statt zu einem Asklepiostempel zu einem Märtyrergrab, trug statt heidnischer Amulette christliche. Dabei behielt das Volk seine Sinnesart und seine Volksgebräuche, die vornehme Welt ihren Dünkel und ihre vornehmen Passionen bei. Wie ehemals, so zechte und schmauste man auch jetzt zu Ehren der Verstorbenen auf ihren Gräbern. Und wie ehedem der heidnische Pöbel gegen die Christen tobte und noch jetzt sich dann und wann an einem, vielleicht zu unklug und zu fanatisch vorgehenden Bischof vergriff, so hat der christliche Pöbel zu Alexandrien eine edle heidnische Dame, die neuplatonische Philosophin Hypatia, die der Bischof Synesius von Cyrene als seine „gottgeliebte" Lehrerin feierte, in eine Kirche gezerrt und dort auf die schmählichste Weise mißhandelt und getötet, und von der öffentlichen Meinung wurde sogar der Bischof Cyrill mit diesem Verbrechen in Verbindung gebracht. „Tiger und Schlangen sind großmütig im Vergleich zu Bischöfen", sagte Bischof Gregor von Nazianz in einer Stunde tiefster Verstimmung und Erbitterung, nach den üblen Erfahrungen, die er auf dem Konzil von Konstantinopel 381 hatte machen müssen. Es ist auf den Synoden nicht gar fein und geistlich zugegangen. Schon zu Nicäa (325) hatte Konstantin alle Mühe, Ruhe und Ordnung zu wahren, und als Bischof Eusebius sein Glaubensbekenntnis verlesen wollte, wurde es ihm aus der Hand gerissen und zerfetzt. Zu Chalcedon (451) flogen zwischen den gegnerischen Parteien die Titel „Jude" und „Mörder" herüber und hinüber. Auf der sog. Räubersynode von Ephesus (449), der der gewalttätige Patriarch Dioskur von Alexandrien präsidierte, soll nämlich Bischof Flavian von Konstantinopel derart mißhandelt worden sein, daß er bald darauf an den Folgen gestorben sei. Dioskur selber aber soll von der jungfräulichen Kaiserin Pulcheria wegen einer, allerdings sehr unartigen, Bemer-

Digitized by Google

kung eine solche Maulschelle erhalten haben, daß ihm zwei Backenzähne ausgefallen seien. Er habe diese eingepackt und nach Hause geschickt mit dem Begleitschreiben: „Das ist die Frucht des Glaubens!"

„Ganz wenige ausgenommen, was ist die christliche Gesellschaft anders als ein Auswurf von Lastern?" klagt der gallische Priester Salvian im fünften Jahrhundert. Bußprediger haben zwar zu allen Zeiten grau in grau gemalt; man darf ihre Schilderungen nicht zu wörtlich nehmen und muß die helleren Farbentöne, die sie anzubringen vergaßen, von anderwärts ergänzen. Wo vollends ein großes Reich aus den Fugen geht, wie das im fünften Jahrhundert im Westen der Fall war, lösen sich leicht die Bande der Zucht und Ordnung. Aber daß das Angesicht der Erde nicht erneuert und die menschliche Gesellschaft nicht innerlich umgeschaffen worden war, dürfte aus solchen Äußerungen doch zur Genüge hervorgehen. Nicht alle Prediger wetterten im Tone des Propheten, andere geißelten mit Satire oder zeichneten mit Humor die Untugenden der Kleinen und der Großen. So verspottet Ambrosius mit feiner Ironie die politischen Kannegießereien und die Großmannssucht der Wirtshausphilister. „In ihrer Trunkenheit," sagt er, „halten sie sich für reich und angesehen, führen Heere an, kritisieren Kaiser, teilen Gold aus, bauen Städte auf — und nachher können sie nicht einmal dem Wirt die Zeche bezahlen." Während ich über Fasten predige," sagt er weiter, „höre ich den Lärm der Trinkgelage. Da sitzen sie vor den Türen der Schenken, haben kaum ein Hemd auf dem Leib und wissen nicht wovon sie morgen leben sollen." Mit anschaulicher Realistik schildert Ambrosius in derselben Schrift den Heimgang der Herrn Offiziere von ihrem Liebesmahle: morgens noch auf stolzen Rossen, in glänzendem Küraß, mit trutzigem Blick — abends zum Kindergespött geworden, ohne Schwertstreich kaput, ohne Kampf fertig, ohne Feind geschlagen. Die Burschen lächeln nur, wenn sie ihrem Herrn auf den Gaul helfen und er nun schwankend heimwärtszieht, wie ein Schiff ohne Steuer, von den Burschen mühsam gehalten, wenn man ihn nicht gar auf dem Schilde heimtragen muß. Aber man

Digitized by Google

muß natürlich wacker auf das Wohl des Kaisers trinken, sonst ist man kein guter Patriot!

Ursprünglich war die Christenheit die auf den Anbruch des Gottesreiches gefaßte Gemeinde der Heiligen, die nichts Unreines in ihrer Mitte duldete, eine Kirche mit keinem oder mit sehr weitem Lehrbegriff, aber mit sehr strenger Moral. Seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts aber bildete sich in ihr unter heftigen Kämpfen das aus, was man später das Bußsakrament genannt hat, und im Laufe der Zeit ist die Kirche in der praktischen Bewertung der Sünde und im Sündennachlassen immer milder und nachsichtiger geworden. Je enger und starrer die Lehre, desto weiter und dehnbarer wurde die Moral. Die Kirche paktierte mit der Weltmoral, wie sie mit der Philosophie ein Abkommen traf, und wie sie dem Paganismus und Polytheismus Zugeständnisse machte. Und diese Kirche gewann seit dem vierten Jahrhundert die Oberhand. Was sich schließlich durchsetzte, war nicht das Evangelium Jesu, nicht das Christentum Christi, nicht die Religion des Geistes und der Kraft, nicht der geistige Gottesdienst, nicht die Freiheit der Kinder Gottes, sondern die Kirche, wie sie bis dahin geworden war, eine Mischung von Evangelium und Philosophie, Kirche und Welt, Christentum und Paganismus, Monotheismus und Polytheismus, eine Religion des Buchstabens und menschlicher Schwäche, ein sinnlich-materieller Kult, Autorität und Hierarchie — eine Religion, wie sie der Bevölkerung des untergehenden Reiches und der ausgehenden Antike zusagte. Victi victoribus legem dederunt. Auch hier haben die Besiegten vielfach der siegreichen Kirche Bedingungen gestellt und Vorschriften gegeben.

Wie wenig die christliche Gesellschaft den ursprünglichen Idealen entsprach, wie sehr sie feiner empfindende Seelen verletzte und abstieß, das lehrt am augenscheinlichsten jene merkwürdige Erscheinung, die unter den Festesklängen der werdenden Staatskirche und den Todeswehen einer untergehenden Welt ins Leben trat — das Mönchtum. Es gab eine Zeit, wo jeder Christ als „wahrer Philosoph" galt, jeder ein „Leben nach dem Evangelium" führen und nach „Vollkommenheit" streben sollte. Seit dem dritten Jahr-

Digitized by Google

hundert bildete sich ein eigener Stand von Asketen, der inmitten der christlichen Gemeinden diesen Idealen leben wollte. Seit dem Ende des dritten Jahrhunderts wählten einzelne die Einsamkeit, um fernab von den Versuchungen der Welt ihr Heil zu wirken. Jetzt aber ergriffen Tausende die Flucht. „Wunderliche Ironie der Geschichte! So lange die Welt eine ehrlich heidnische war, konnte der ernsteste Christ in ihr leben. Im schlimmsten Fall blieb ihm immer noch die Möglichkeit für seinen Glauben zu sterben. Als die Welt christlichen Anstrich erhielt, trieb es wahrlich nicht die unwürdigsten Glieder der christlichen Gesellschaft zeitweise oder für immer in die Wüste hinaus, um dort die Freiheit zu finden, die aus der siegreichen Kirche verschwunden zu sein schien". Wohl mag es wahr sein, was Harnack zu diesen Worten Theodor Zahns hinzufügt, daß „in vorkonstantinischer Zeit die leicht zu erzeugende Einbildung, der Welt nicht eigentlich anzugehören, bei sehr vielen die richtige Selbst- und Weltbeurteilung trübte," und daß „in der umgestalteten Kirche ein ernster kraftvoller Mann seines Glaubens leben und durch ihn wirken konnte, ohne in dem Grad einer Selbsttäuschung nahe zu sein und gehemmt zu werden, wie in den letzten vorkonstantinischen Dezennien." Es ist auch kein Zweifel, daß sich unter diesen Weltflüchtigen recht sonderbare Heilige und zum Teil pathologisch zu beurteilende Naturen befanden. Aber doch wirft die Tatsache, daß auf einmal Tausende sich aufmachten und in die Wüste flohen, ein grelles Licht auf das Kirchentum und die christliche Gesellschaft der damaligen Zeit. Denn was diese flohen, war nicht allein die „Welt", sondern auch die Kirche, die ein gut oder vielmehr ein bös Stück „Welt" in sich aufgenommen hatte. Zwar wagten es diese Asketen nicht, gegen die Kirche Front zu machen und ihren Weg einen Abweg zu nennen, wie es einstmals die Montanisten getan hatten, sie wollten mit der Kirche in Frieden leben, aber dabei möglichst wenig Berührung mit ihr haben und möglichst für sich bleiben. Das aus dem Anachoretentum hervorgegangene Klostermönchtum nahm dann freilich wieder mehr Fühlung mit der Kirche und griff auch nicht selten leidenschaftlich in kirchliche Fragen ein. Dieses Mönch-

Digitized by Google

tum war es auch, das für die Freiheit der Kirche in die Schranken trat und in Zeiten, wo der Episkopat sich würdelos duckte, den Unterschied von geistlicher und weltlicher Gewalt zur Geltung brachte.

Damit haben wir einen neuen charakteristischen Zug der von Konstantin geschaffenen Kirche berührt, einen Zug, der im vollsten Sinne sein Werk ist, den Byzantinismus und Cäsaropapismus. Man streitet darüber, ob Konstantin sich als demütigen Sohn oder als Beherrscher der Kirche gefühlt und gegeben habe. Beides ist wahr: er hat es verstanden, als ergebenster Sohn die Mutter Kirche mehr und mehr zu beherrschen und seinen Söhnen eine in das Staatsganze eingebaute Kirche zu hinterlassen. Zwar behandelte er die Bischöfe mit größter Höflichkeit und Zuvorkommenheit als „Mitknechte", als „Brüder" und „Freunde", ja mit Ehrfurcht als heilige Väter. Er zieht sie, die wenige Jahre zuvor noch geächtet waren, an seine Tafel, stellt ihnen zu synodalen Zusammenkünften die kaiserliche Post — wir würden heute sagen „Salonwagen" — zur Verfügung, bestreitet die Reisekosten und den Unterhalt am Konzilsort. Auf der von ihm berufenen allgemeinen Reichssynode von Nicäa entfaltet sich ein glänzendes Bild der siegreichen Kirche: der Kaiser selbst, der Ungetaufte, erscheint in der Bischofsversammlung, nach vorsichtig ausgeklügelter Etikette: entblößten Hauptes, fast verlegen, bleibt er stehen, erst auf einen Wink der Bischöfe setzt er sich und gibt nun seinerseits den Konzilsvätern das Zeichen, sich niederzulassen; er eröffnet das Konzil mit einer Ansprache und überläßt dann den Bischöfen die Debatte, aber ohne die Leitung des Ganzen aus der Hand zu geben. Es wäre ihm von Anfang an lieber gewesen, wenn die Frage über das Verhältnis von Vater und Sohn gar nicht angeschnitten worden wäre. Quieta non movere ist seine theologische und religionspolitische Parole. Ruhe ist auch für Bischöfe und Theologen die erste Bürgerpflicht. Nachdem aber der Streit einmal so weit ist, erkennt er während der Konzilsverhandlungen mit sicherem Blick, wo sich die größere Kraft und Entschiedenheit geltend macht und so verhilft er einer Anschauung, die er vorher nicht geteilt hatte, die er nur von einer

Digitized by Google

kleinen, aber rücksichtslosen Minorität vertreten fand, zum Siege und erteilt ihr die kaiserliche Sanktion. Schon die Donatistenwirren hatten ihm Gelegenheit gegeben, sich der entzweiten Kirche anzunehmen, in kirchliche Fragen einzugreifen und den Entscheidungen von Synoden, die auf sein Geheiß getagt hatten, das kaiserliche Siegel aufzudrücken.

Konstantin weiß aber auch einen drohenden Ton anzuschlagen, um seinen Willen durchzusetzen. So heißt es in dem Schreiben, worin er die Bischöfe des Orients zu einer Synode nach Tyrus berief: „Sollte einer von euch, was ich nicht hoffe, sich weigern, mir zu gehorchen und dahin zu kommen, so werde ich jemanden schicken, der ihm den Weg ins Exil weisen wird, damit er wohl wisse, daß man sich dem Befehl des Kaisers nicht widersetzen darf, wenn er für die Verteidigung der Wahrheit arbeitet". Auf seinen Befehl wanderten Bischöfe und Priester bald der einen bald der anderen Partei ins Exil; auch der große Athanasius, der Vater der Orthodoxie, mußte wiederholt das Brot der Verbannung essen. Aber die Kirche, die soeben noch aus tausend Wunden geblutet, war ja so geblendet vom Glanze, der jetzt vom Kaiserthrone auf sie niederstrahlte, so dankbar für die Wohltaten, mit denen Konstantin sie überschüttete, so bezaubert von den Liebeswerbungen des kaiserlichen Freiers, daß sie sich ihm willig in die Arme schmiegte. Launig bezeichnete sich Konstantin bei einem Bankett als „Bischof der auswärtigen Angelegenheiten". Eusebius gibt ihm den größeren und inhaltsschwereren Titel eines „Universalbischofs".

Diese Stelle war damals in der Tat noch frei. Als der Bund zwischen Staat und Kirche begründet wurde, hatte die Kirche weder eine monarchische, noch eine oligarchische Spitze, weder in einem Papsttum noch in einem allgemeinen Konzil einen rechtlichen Abschluß nach oben gefunden. In diese Lücke trat das Kaisertum ein, das Kaisertum, dessen Idee die alte heidnische, Seele und Leib in Beschlag nehmende Kaiseridee blieb, auch nachdem die Kaiser persönlich Christen geworden waren. So nimmt nun der christliche Kaiser kraft der alten heidnischen Kaiseridee

Digitized by Google

in der christlichen Staatskirche eine ähnliche Stellung ein, wie vorher der heidnische Kaiser in der heidnischen Staatskirche: er ist Pontifex Maximus, er ist Schutzherr und Leiter der Kirche, er beruft die allgemeinen Reichssynoden und erteilt ihren Beschlüssen Gesetzeskraft, er sagt den Bischöfen, was sie zu tun und zu lassen haben. Von Konstantin dem „Bischof des Auswärtigen", dem „Universalbischof", zu Konstantius, der sich gern „Bischof der Bischöfe" nennen ließ und auf dem Konzil von Mailand ausrief: „Mein Wille ist kirchliches Gesetz", zu Justinian dem Kaiser und Theologen, dem Gesetzgeber für Staat und Kirche, zu Leo dem Isaurier, der erklärte: „Ich bin König und Priester" — ist eine geradlinige Entwicklung. Schon Konstantin langweilte den Hof mit seinen nach einem bestimmten Schema abgefaßten Predigten. Ja, wie später Karl V. nach seiner Abdankung im Kloster San Yuste sich zu Lebzeiten den Leichengottesdienst abhalten ließ, so hielt sich Konstantin die Trauerrede, worin er selbst der „Allerhöchste", Gott aber nur der „Höchste" genannt wird, also bereits die „Allerhöchsten Herrschaften" da sind, die dem „Höchsten die Ehre geben". So bildete sich die byzantinische Hofsprache und die byzantinische Hofetikette aus mit ihrem widerlichen Gemisch von Heidnischem und Christlichem, Geistlichem und Profanem, Kirchlichem und Staatlichem, Himmlischem und Irdischem. Konstantin ist auch der erste „Sonnenkönig": in Konstantinopel ließ er sich als Helios mit der Weltkugel und dem Strahlenkranze darstellen, und eine Verehrung, die man früher dem heidnischen Kaiser bei Gefahr des Märtyrertodes verweigert hatte, leistete man jetzt in etwas modifizierter Form ohne Skrupel dem christlichen Kaiser und seinem Bilde. Glaubte doch Bischof von Cäsarea in der kaiserlichen Tafelrunde ein Bild des Königreiches Christi und in der Herrschaft der drei Konstantinssöhne ein irdisches Abbild der himmlischen Dreifaltigkeit zu erblicken! Kein Wunder, wenn da Sulpicius Severus von einer „schmutzigen Schmeichelei" der Bischöfe redet.

Das war also das Resultat für den Osten: ein cäsaropapistisches Staatskirchentum, das sich am getreuesten in der russisch-

Digitized by Google

orthodoxen Kirche erhalten hat. Anders gingen die Dinge im Westen. Aber auch hier hat die Entwicklung von Konstantin den Anstoß erhalten. Nach der sog. Konstantinischen Schenkung, einer römischen Fälschung aus der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts, hätte Konstantin dem Papste Silvester zum Danke für die Heilung vom Aussatze die Obergewalt über die östlichen Patriarchen, ferner die Stadt Rom und die westlichen Gegenden, ja eine dem Kaiser an Rang und Würde gleichkommende Stellung zugewiesen. Diese Fälschung, die seit dem elften Jahrhundert bis ins fünfzehnte Jahrhundert allgemein für echt gehalten wurde, hat neben der andern großen Fälschung, den pseudoisidorischen Dekretalen aus der Mitte des neunten Jahrhunderts, dem Papsttum die wertvollsten Dienste geleistet. Dante, der Prophet an der Grenzscheide zweier Zeiten, der wie kein zweiter den Fluch überschaute, der sich aus der weltlichen Gewalt des Papsttums über die Kirche ergossen hatte, hat in bittern Worten seinem Schmerz über diese unselige Tat Konstantins Ausdruck gegeben. An jener angeblichen Schenkung ist nun Konstantin allerdings sehr unschuldig. Wie wenig es damals überhaupt ein Papsttum in der Kirche gegeben hat, zeigt gerade der Umstand, daß der römische Bischof Silvester, dessen langer Episkopat sich beinahe mit der Regierungsdauer Konstantins deckte, in der Geschichte des ersten christlichen Kaisers, der die Kirche aus dem Dunkel ins Helle geführt und auf den Thron gesetzt hat, so gut wie gar keine Rolle spielt. Diese Lücke hat denn auch eine spätere Zeit so schmerzlich empfunden, daß sie sie ausfüllen und die Geschichte korrigieren zu müssen geglaubt hat.

Trotzdem ist Dantes Vorwurf nicht unberechtigt. Es spricht sich in jener angeblichen Schenkungsurkunde, freilich ganz unbewußt, eine geschichtliche Wahrheit aus: wie das Staatskirchentum im Osten, so geht im Westen das Kirchenstaatstum in seinen Wurzeln auf Konstantin zurück. Es ist ein paradoxes, aber treffendes Wort Mommsens, daß unter Konstantin das „Zentrum" gegründet worden sei. Byzantinismus und Ultramontanismus, Cäsaropapismus und Papacäsarismus haben dieselbe Geburtsstunde,

Digitized by Google

sie sind Zwillingsbrüder. Die Verbindung von Politik und Religion, von Staat und Kirche, die Konstantin einleitete, konnte je nach den politischen und allgemeinen kulturellen Verhältnissen dem Staate oder der Kirche die Superiorität bringen. Jenes trat im Osten, dieses im weiteren Verlauf im Westen ein. Bekanntlich verlegte Konstantin nach dem Vorgang Diokletians den Schwerpunkt des Reiches nach dem Osten. War auch das kaiserliche Hoflager meist wechselnd, so errichtete sich Konstantin doch in Byzanz eine neue Residenz, die er mit verschwenderischer Pracht ausstattete. Diese Gründung hatte zusammen mit anderen Umständen ungeahnte kirchenpolitische Folgen Die Erhöhung der Stadt begründete auch eine Rangerhöhung ihres Bischofs: trotz dem Proteste des römischen Stuhles wurde dem Bischof von Konstantinopel die erste Stelle unter den Patriarchen des Ostens eingeräumt und seit dem sechsten Jahrhundert der Titel eines ökumenischen Patriarchen gegeben. Die daraus entsprungene Rivalität zwischen den Bischöfen von Altrom und von Neurom führte im Verein mit der ganzen politischen und kulturellen Entfremdung des Ostens und des Westens schließlich den Bruch zwischen den beiden Kirchenhälften herbei. Während aber die griechische Kirche mit ihrem ökumenischen Patriarchen sich einfach dem Kaiser zu fügen hatte, war im Abendland durch die räumliche Entfernung der Kaisermacht, die Lockerung der politischen Zusammengehörigkeit und den schließlichen Untergang des weströmischen Reiches der Weg frei geworden zum Aufstieg der Papalgewalt. Ja, der Papst rückte nach und nach in die Stelle ein, die der Kaiser freigelassen hatte. Wie der römische Bischof durch die Lage der Verhältnisse zuerst Beschützer, dann Herr der Stadt Rom und ihrer Umgebung, des sich bildenden Kirchenstaates, wurde, so wurde er durch die Gunst der Umstände und durch zielstrebige Kirchenpolitik Herr der zu einem großen Kirchenstaatswesen sich umgestaltenden abendländischen Kirche.

Ein merkwürdiges Wechselspiel der Geschichte! Die zur Zeit Konstantins noch unbesetzte Stelle eines Oberbischofs nahm zunächst der Kaiser ein, um sie im Osten beizubehalten: der Kaiser

Digitized by Google

vereinigte dort in sich mit der königlichen auch eine Art priesterlicher Würde. Im Westen aber gewann der römische Bischof, der einzige Patriarch des Abendlandes, nicht bloß den Universalepiskopat, sondern in gewissem Sinne auch das Kaisertum: das Papsttum trat die volle Hinterlassenschaft des römischen Kaisertums an, es bestieg den leeren Kaiserthron und hüllte sich in den Purpurmantel des Cäsarentums. Wie im Osten der Cäsar zugleich Oberpriester, so wurde im Westen der Oberpriester zugleich Cäsar. Die alte heidnische Kaiseridee lebte und lebt in der, Seele und Leib beanspruchenden, Geistliches und Weltliches, Ewiges und Zeitliches umschließenden Papstidee weiter. Diese Idee ist in Rom noch heute so wirksam, daß selbst ein persönlich so religiöser Papst wie Pius X., der alles „in Christus restaurieren" möchte, nicht merkt, wie er in Wirklichkeit alles im römischen Cäsar zu restaurieren versucht. Die römische Papstkirche ist die Nachfolgerin des alten Imperium Romanum geworden, das römische Kaiserrecht ist in das Papstrecht übergegangen: wie nach römischem Recht der Staat im Kaiser verkörpert ist und alles Recht vom Kaiser ausgeht, so ist der Papst Quelle aller kirchlichen Gewalt, er ist die Kirche selbst. Und wie dem Kaiser das Diadem absoluter Souveränität, so eignet dem Papste die Gloriole der Unfehlbarkeit.

Gesiegt hat also im Westen wie im Osten nicht Nazareth, nicht Golgatha, sondern Rom, das Imperium Romanum, das im Osten durch das Kaisertum, im Westen durch das Papsttum Leib und Seele der Untertanen zu beherrschen fortfuhr. Und doch war in dieses fortherrschende Imperium Romanum das Evangelium Jesu Christi eingebettet, begraben wie der Schatz im Acker, vielfach verschüttet unter dem Geröll von Jahrhunderten. Und auch dieses Evangelium hat fortgewirkt, auch in der Kirche schlummerten Kräfte, die nur geweckt, waren Quellen beschlossen, die nur gelöst zu werden brauchten, um in Strömen über die Menschheit zu fluten. Tausende und Abertausende haben aus den Glaubenslehren und den Gnadenmitteln ihrer Kirche Mut geschöpft zum Leben und zum Sterben, Trost im Leide, Erlösung von drückender Sündenlast, wahre innere Herzensfreude, Kraft zur

Digitized by Google

Entsagung und Opferwilligkeit, zum Heroismus, zur Weltüberwindung, zur Selbstbezwingung.

Den Untergang des weströmischen Reiches konnte die Kirche ebensowenig verhüten als tausend Jahre später den Untergang Ostroms. Das Reich ist an Krankheiten zugrunde gegangen, deren Keime über das Christentum zurückreichen. Das Christentum ist nicht direkte Ursache des Untergangs; ob es den Untergang verzögert oder beschleunigt hat, darüber kann man streiten. „Jedenfalls war das Reich so tief geschwächt, daß, unter welches religiöse oder politische Regiment man es auch gestellt hätte, sein Ende, ein wenig früher oder später, unausbleiblich war." Die Kirche selbst aber stand wie der Fels im Meer, als ringsum so vieles von den Wellen verschlungen wurde. Hat sie auch vieles konserviert und der jungen Germanenwelt überliefert, was besser mit der alten Welt versunken wäre, sie hat doch durch das Chaos und die Stürme der Völkerwanderung hindurch die Einheit der Kultur gerettet und ist die große Erzieherin der germanischen und romanischen Völker geworden. „Daß die alte Welt nicht unterging in Nacht und Graus, wie so manches alte Reich, sondern ein Abendrot über ihr liegt, das einen helleren Tag verkündet, das verdankt sie der Kirche, die über den Bruch der Zeiten hinübergeleitet."

Die Einheit der abendländischen Kultur zu sichern, war während des Mittelalters die große Mission des Papsttums. Als diese Sendung erfüllt war, als die Völker groß und mündig geworden waren, begann es an Glanz einzubüßen, an Zauber zu verlieren, so sehr es sich auch anstrengte, die alte Autorität zu wahren und sogar zu steigern. Und da die seit Jahrhunderten von den Besten in der Kirche erwarteten Reformen ausblieben, spaltete sich im sechzehnten Jahrhundert die abendländische Kirche in eine Mehrheit von Konfessionen: man verstand sich nicht mehr und ging im Zorn auseinander. —

Die Zeiten kommen und gehen, Anschauungen und Bedürfnisse wechseln. Das konstantinische Kirchentum liegt in den letzten Zügen. Die von Konstantin geschlossene Ehe zwischen Staat und Kirche hat eine wechselvolle Geschichte hinter sich; sie war oft

Digitized by Google

durch Eifersucht, durch laute gegenseitige Anklagen und Beschuldigungen, durch weltbewegende Kämpfe gestört. Sie hat beiden Teilen bittere Erfahrungen und schwere Enttäuschungen gebracht. Heute fehlt ihr die Begeisterung, der Idealismus und die Naivität der Jugend und der ersten Liebe. Sie ist um so mehr eine Scheinehe, als der Staat mehreren Konfessionen seine Huld schenken muß. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so geht auch in Deutschland dieser kalte, fast unnatürlich gewordene Bund seiner Scheidung entgegen. Die Nervosität und Rücksichtslosigkeit der ins „gefährliche Alter" gekommenen römischen Kirche ist ganz dazu angetan, den Auflösungsprozeß zu beschleunigen. Was Gott verbunden hat, soll zwar der Mensch nicht trennen. Er soll aber auch nicht künstlich zusammenhalten, was innerlich längst getrennt ist. Und was ein Konstantin verbunden hat, kann ein anderer auch wieder lösen. Wegen einer ehrwürdigen geschichtlichen Erinnerung oder wegen finanzieller und anderer Schwierigkeiten braucht eine Allianz nicht aufrecht erhalten zu werden, die längst angefangen hat, höhere Interessen zu schädigen und die Empfindung Tausender zu verletzen.

Auch sonst scheint unserer Zeit und der nächsten Zukunft die Aufgabe vorbehalten zu sein, den konstantinischen Knoten vollends zu entwirren. In allen Konfessionen sind die Symptome einer Krisis wahrzunehmen, zittert eine Erregung, wie sie großen Ereignissen voranzugehen pflegt. Evangelium und Kirche, Wissenschaft und Dogma, Freiheit und Autorität, sind in beständiger Spannung, die bald an dem einen bald an dem anderen Punkt zur Entladung kommt und zu Katastrophen führt. Daß die Kirche — ich meine hier speziell die römische Kirche — von den Positionen, die sie in der Vergangenheit groß und stark gemacht haben, auch solche nicht preisgeben will, die sie in der Gegenwart geradezu hemmen und schädigen, ist menschlich allzu menschlich, auch wenn sie statt „ich will nicht" sagt „ich kann nicht" und sich auf ein göttliches Recht beruft. Und doch täte sie heute, wo sie in Europa nicht mehr Völker zu erziehen hat, sondern reif und mündig gewordenen Kulturvölkern gegenübersteht, gut, sich auf eine

Digitized by Google

noch ältere und noch größere Vergangenheit zu besinnen, auf die Zeit ihrer Anfänge, wo sie auch auf eine alte und reiche Kultur stieß und mit ihr sich abzufinden verstand. Was damals der antiken, heidnischen Kultur gegenüber recht war, wird einer im Sonnenlicht des Christentums herangewachsenen Kultur gegenüber zum mindesten billig sein. Der göttliche Logos redet nicht bloß aus der griechischen Philosophie, sondern auch aus dem heißen Suchen und Ringen, aus dem Wahrheits- und Wirklichkeitssinn der Gegenwart. „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich geschaffen" sagt Antigone, und als die Priesterin Theano dem Alcibiades und seinen Genossen fluchen sollte, weil sie sich nach der konservativen und orthodoxen Anschauung ihrer Mitbürger am Heiligsten vergriffen hatten, entgegnete sie: „Zu segnen, nicht zu fluchen bin ich Priesterin geworden". Um so mehr sollte die Kirche segnen, auch wo sie Unrecht zu erleiden glaubt, segnen auch die, die ihr fluchen, wie es ihr Herr und Meister geboten hat, sollte auch ihre Feinde lieben, auch ihre Gegner achten, auch denen nicht grollen, die nicht alles an ihr schön und lobenswert finden, die in manchem ihre eigenen Wege gehen. Und wenn der Fortschritt oder die Not der Zeit ihr eines ihrer Prunkgewänder nehmen will, sollte sie auch ein zweites zur Verfügung stellen, sollte bereit sein zwei Meilen mitzugehen, wenn die wissenschaftliche Forschung sie zwingt, eine Meile mit ihr zu gehen.

Die Güter und Segnungen der Religion sind nicht nur Gaben, sie sind noch viel mehr Aufgaben. Was man ererbt von seinen Vätern hat, muß man sich wiederum erwerben, sich innerlich aneignen, assimilieren, umschaffen, um es wahrhaft zu besitzen. Religion ist nicht toter Besitz, nicht behagliches Ausruhen; sie ist die Seele des Suchens nach Wahrheit, des rastlosen Ringens um Freiheit, sie ist Kraft und Leben. Und „nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß."

Digitized by Google

Anmerkungen.

Zu S. 5: Otto Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt I (Berlin 1910) 127 ff.

Zu S. 6: Seeck, a. a. O. S. 134.

Euseb. Hist. Eccl. IX, 9, 10. Viktor Schultze in Ztschr. f. Kirchengeschichte VII (1885) 343 ff.

Euseb. Hist. Eccl. X, 5, 2—3. Lact. De mort. persec. c. 48. (Kirch, Enchiridion fontium historiae ecclesiasticae antiquae 1910 p. 196 sqq.) Otto Seeck, Das sog. Edikt von Mailand. Ztschr. f. KG. XII (1891) 381—386. A. Crivellucci, L' editto di Milano. Studi storici I (Pisa 1892) 239—250. Franz Görres, Eine Bestreitung des Edikts von Mailand durch Otto Seeck. Ztschr. f. wiss. Theol. XXXV (1892) 282—295. Hermann Hülle, Die Toleranzerlasse römischer Kaiser für das Christentum bis zum Jahre 313. Berlin 1895 S. 97 ff.

Zu S. 7: Hermann Hülle, a. a. O. S. 41 ff. Karl Bihlmeyer, Das Toleranzedikt des Galerius von 311. Tübinger Theol. Quartalschrift 1912, 411 ff., 527 ff.

Zu S. 8: Zosim. Hist. II, 29.

Duchesne, Liber pontif. I p. CXI. Döllinger, Die Papstfabeln des Mittelalters. 2. Aufl. herausg. von Friedrich 1890, S. 61 ff.

Zu S. 9: Euseb. Vita Constantini I, 27—29. I. B. Aufhauser, Konstantins Kreuzesvision, in ausgewählten Texten vorgelegt (Lietzmanns Kleine Texte Nr. 108) Bonn 1913.

Zu S. 10 ff.: Adolf Harnack, Kirche und Staat bis zur Gründung der Staatskirche. (Die Kultur der Gegenwart. Herausg. von Paul Hinneberg. Teil I. Abt. 4: Die christliche Religion) Berlin u. Leipzig 1905. S. 129—160 (2. Aufl. 1909, S. 132—163).

Zu S. 11: Plinius Ep. X, 96 (97). Orig. c. Cels. III, 8. Paul Allard, Dix leçons sur le martyre, Paris 1906. S. 85 ff. Paul Allard, Die Christenverfolgungen u. die moderne Kritik, aus dem Französischen übersetzt von Josef Holtzmann. (Wissenschaft und Religion. Sammlung bedeutender Zeitfragen Nr. 9). Straß-

Digitized by Google

burg 1906 S. 19. Hans Achelis, Das Christentum in den ersten drei Jahrhunderten II (Leipzig 1912) 445 ff.

Mt. 22, 21. 5, 39–45. Heinrich Weinel, Die Stellung des Urchristentums zum Staat. Tübingen 1908 S. 8 f. Paul Wendland, die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum u. Christentum. 2. u. 3. Aufl. Tübingen 1912. S. 250.

Zu S. 12: Offbg. 13, 2 ff. Hans Windisch, Der messianische Krieg und das Urchristentum 1909.

Adolf Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten I[3] (Leipzig 1906) 247 ff. Reden und Aufsätze I (Gießen 1904) 299 ff., 307 ff.

Hans Lietzmann, Der Weltheiland. Bonn 1909.

Röm. 13, 1 ff. Tertull. Apol. 5. 21. 30–32. 39. Ad Scapul. 2. 4. De orat. 5. Euseb. Hist. Eccl. VI, 34.

Adolf Harnack, Das Mönchtum (Reden und Aufsätze I, 83–139) S. 100 f.

Zu S. 13: Euseb. Hist. Eccl. IV, 26. Theodor Keim, Der Übertritt Konstantins des Großen zum Christentum. Zürich 1862 S. 2 f. v. Schubert, Staat und Kirche von Konstantin bis Karl den Großen. Kiel 1906 S. 7. Gaston Boissier, La fin du paganisme. Paris 1891. II, 349.

Zu S. 14: Adolf Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums I[3], 206 ff. Lehrbuch der Dogmengeschichte I[4] (Tübingen 1909) 99. 214. 801. Otto Scheel, Die Kirche im Urchristentum (Religionsgeschichtliche Volksbücher IV. Reihe, 20. Heft). Tübingen 1912 S. 24.

Zu S. 15: v. Schubert, a. a. O. S. 7. Harnack, Kirche und Staat bis zur Gründung der Staatskirche S. 153.

Adolf Harnack, Mission II[3], 169 ff.

Zu S. 16: Jakob Burckhardt, Die Zeit Konstantins des Großen. 2. Aufl. Leipzig 1880 S. 150 ff. Viktor Schultze, Geschichte des Untergangs des griechisch-römischen Heidentums II (Jena 1892) 340 ff. Paul Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur S. 137 ff.

Leopold v. Ranke, Weltgeschichte II[3] (Leipzig 1896) 265. Harnack, Mission II[3], 285.

Zu S. 17: Jakob Burckhardt, a. a. O. S. 347. Karl Albrecht Bernoulli, Das Konzil von Nicäa. Freiburg u. Leipzig 1896 S. 31. Theodor Brieger, Konstantin der Große als Religionspolitiker (Ztschr. f. KG. IV. [1881] 163–203) S. 168 ff. Victor Duruy, Histoire des Romains VII (Paris 1885) 132 ff.

Albert Ehrhard, Das Christentum im römischen Reiche bis Konstantin. Straßburg 1911. S. 45 ff.

Zu S. 18 f.: Justin Dial. c. Tryph. c. 2–8.

Otto Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. I[3], 48–58. Gaston Boissier, La fin du paganisme I, 38 ff. F. X. v. Funk, Konstantin der

Digitized by Google

Große und das Christentum. Kirchengeschichtliche Abhandlungen und Untersuchungen II (Paderborn 1899) 1—23. Lact. De mort. persec. 44, 4.

Euseb. Vit. Const. I, 27—29. II, 51 sq. IV, 9—11.

Zu S. 20: Corp. Inscript. lat. VI, n. 1139. Viktor Schultze in Realencyklopädie für protest. Theologie und Kirche X³, 762.

Otto Seeck I, 57. Boissier I, 42 ff. Keim, Der Übertritt Konstantins zum Christentum S. 34. 64 ff.

Bruno Schemmer, Labarum u. Steinaxt. Tübingen 1911. Brieger in Ztschr. f. KG. IV, 173 f. Schultze, Gesch. d. Untergangs I, 33 und R.-E. X³, 763.

Euseb. Vit. Const. III, 21.

Zu S. 21: Schultze, Gesch. d. Untergangs I, 35 und 41. Lothar Seuffert, Konstantins Gesetze und das Christentum. Würzburg 1891. Otto Seeck, Die Zeitfolge der Gesetze Konstantins. Ztschr. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte. Romanische Abtlg. X. Bd. 1889, S. 1—44 und 177—251.

Jakob Burckhardt, Die Zeit Konstantins des Großen. S. 353. Seeck I, 56. Schultze I, 65. J. Maurice, Numismatique Constantinienne I (1908) und V. Schultze in Theol. Litztg. 1909, 265 ff.

Harduin I, 268. Optati libri VII ed. Ziwsa 1893 p. 209.

Zu S. 22: Seeck I, 54. Schultze I, 35. Eutrop. Breviar. X, 6. Aurel. Vict. Epit. c. 41. Theodor Zahn, Konstantin der Große und die Kirche (Skizzen aus dem Leben der alten Kirche 1894, 241—266) S. 242.

Franz Görres, Die Verwandtenmorde Konstantins. Ztschr. f. wissensch. Theol. XXX (1887) 343—377. Noch einmal die konstantinischen Verwandtenmorde. Ztschr. f. wiss. Theol. XXXIII (1890) 320—328. Brieger, Ztschr f. KG. IV (1881) 169 f. Burckhardt, Die Zeit Konstantins S. 335 f. Viktor Schultze, Die Verwandtenmorde Konstantins. Theol. Litbl. 1899, 17 f. Ztschr. f. KG. VII (1886) 534 ff. und Gesch. d. Untergangs I, 29 ff. Otto Seeck in Ztschr. f. wissensch. Theol. XXXIII (1890) 63—67. und Gesch. d. Untergangs I, 55 f.

Zu S. 23: Gibbons Geschichte des allmählichen Sinkens und endlichen Untergangs des römischen Weltreiches. Deutsch von Joh. Sporschil 4. Aufl. Leipzig 1862. II, 141.

Hugo Koch, die Kirchenbuße des Kaisers Theodosius d. Gr. in Geschichte und Legende. Histor. Jahrb. 1907, 257—277. Chrysostomus Baur, Zur Ambrosius-Theodosius-Frage. Tbg. Theol. Quartalschr. 1908, 401—409.

Sulp. Sev. vit. Mart. 20, 2.

Euseb. Vit. Const. IV, 57 ff. Theodor Zahn a. a. O. S. 262.

Zu S. 24: Schultze, Gesch. d. Untergangs I, 240 ff.

Zu S. 25 ff.: Schultze I, 97 ff. 249. II, 337 ff. Seeck II, 199. III, 279. 312. Boissier I, 58. II, 330 ff., 351 ff.

Zu S. 25: Joh. 18, 36 ff. Mt. 26, 52. Lk. 9, 53 ff. Phil. 3, 20.

Tert. ad Scap. c. 2. Apol. c. 24. Lact. Div. inst. V, 20.

Zu S. 26: Firm. Mat. De errore prof. relig. cc. 16. 28 u. 29. (Martin

Digitized by Google

Schanz, Geschichte d. röm. Literatur IV. Teil. 1. Hälfte [München 1904 S. 119ff. Otto Bardenhewer, Gesch. d. altkirchl. Lit. III. [Freiburg 1912] 456ff.).

Symmach. Relat. 3, 10 (ed. Otto Seeck. MGH. Tom I pars I. 1883, p. 282).

Ambros. Ep. I, 18, 11sqq. (Migne PL 16, 1016sq.).

Zu S. 27: Gregor. I Ep. IV, 26 (II, 704). Schultze I, 426.

Mt. 22, 9 f. Lk. 14, 23.

Moellers Lehrbuch der Kirchengeschichte I[3] (neubearbeitet von Hans v. Schubert. Tübingen und Leipzig 1902) S. 540.

August. Epp. 86. 87. 93. 133. 134. 139. Otto Schilling, Die Staats- und Soziallehre des hl. Augustinus. Freiburg 1910. S. 114—136.

Zu S. 28: II Joh. V. 10 f. Iren. adv. haer. III, 3, 4.

Mt. 5, 3 ff. (Luk 6, 20 ff.) 7, 16 ff. Joh. 13, 34 f. Mt. 26, 34 ff.

Zu S. 29: Moeller- v. Schubert a. a. O. S. 475.

Hieronym. Contra Ioann. Hierosol. c. 42 (Migne PL 23, 411 B.) August. Serm. 19, 6. (Migne PL 38, 136).

Zu S. 30: Otto Seeck III, 138ff. 236ff. v. Pöhlmann, Die Weltanschauung des Tacitus. München 1910. S. 48ff., 68ff., und seine Ausführungen in dem Abschnitte „Römische Kaiserzeit u. Untergang der antiken Welt" in Ullsteins Weltgeschichte I, 576ff.

Adolf Harnack, Die Dienstentlassung des Pfarrers Lic. G. Traub. Leipzig 1912. S. 18.

Tert. Apol. c. 17.

Zu S. 31: Harnack, Mission I, 250 f.

Karl Hase, Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen 1 (Leipzig 1885) 510.

Lact. Div. inst. V, 8. Boissier II, 355.

Zu S. 32: Adolf Deißmann, Licht vom Osten. 2. u. 3. Aufl. Tübingen 1909. S. 264. Schultze I, 205 f. 350. 373. 382ff. Greg. Naz. Carm. lib. II, 12, 33 sqq (Migne PG 37, 1168).

Otto Seeck III, 411 Moeller- v. Schubert, Kirchengeschichte I, 670.

Zu S. 33: Hase a. a. O. S. 538. Felix Haase, Patriarch Dioskur I von Alexandrien (Kirchengeschichtliche Abhandlungen. Herausg. von Sdralek VI. Bd. 1908. S. 145—235) S. 217 f. A. 5.

Salvian. De gubern. Dei. VII, 74 sqq.

Ambros. De Elia et jejun. c. 12 sq. c. 17. (Migne PL 14, 746. 754). Georg Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters. Stuttgart 1894. I, 59ff. 69ff. Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit. München 1904. II, 522ff. 539ff.

Zu S. 34: Harnack, Das Wesen des Christentums. Leipzig 1900. S. 119ff. Mission I, 261ff.

Zu S. 35: Harnack, Das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte. (Reden und Aufsätze I, 81—139) S. 95ff. Harnack, Mission I, 181. 194 f. 217 f. Hugo Koch, Ps.- Dionysius Areopagita. Mainz 1900. S. 99 f.

Digitized by Google

Theodor Zahn, Konstantin der Große und die Kirche. Hannover 1876. (Skizzen aus dem Leben der alten Kirche 1894, 241–266) S. 264. Harnack in Theol. Litztg. 1876, 378.

Zu S. 36: Brieger in Ztschr. f. KG. IV (1881) 190 ff. Seeck I², 62 ff. Keim, Der Übertritt Konstantins zum Christentum. S. 48 f. 98.

Bernoulli, Das Konzil von Nicäa 1896. Otto Seeck in Ztschr. f. KG. XVII (1896) 1 ff. 319 ff. Gesch. d. Untergangs III, 408 ff.

Zu S. 37: Harduin I, 541.

Euseb. Vit. Const. IV, 24. I, 44.

v. Schubert, Staat und Kirche von Konstantin bis Karl d. Gr. Kiel 1906. S. 7.

Zu S. 38: Lucif. Cal. Mor. esse pro filio Dei c. 13. Athan. hist. Arian. c. 33. Schwarzlose, Der Bilderstreit 1890. S. 241 ff.

Euseb. Vit. Const. IV, 29. 32. 55. Seeck I, 53. Keim S. 63. Harnack in Theol. Litztg. 1902. S. 376. Bardenhewer, Gesch. d. altkirchl. Lit. III, 260.

Th. Preger, Konstantinos-Helios. Hermes 36 (1901) 457–469.

Euseb. De Laud. Const. c. 3. Schultze I, 69. Theodor Zahn a. a. O. S. 263. Sulpic. Sev. vit. Mart. c. 20,1.

Zu S. 39: Döllinger, Die Papstfabeln des Mittelalters. 2. Aufl. herausg. von Friedrich. 1890. S. 72 ff.

Dante, Monarchia II, 11. Inf. 19, 115 ff. Fr. X. Kraus, Dante. Berlin 1897. S. 695 und 718.

Harnack, Mission II² 283 A. 2.

Zu S. 41: Harnack, Das Wesen des Christentums. S. 156 ff.

Tschirn, Die Entstehung der römischen Kirche im 2. christl. Jahrhundert. Ztschr. f. KG. XII (1891) 215–247 Sägmüller, Die Idee von der Kirche als Imperium Romanum im kanonischen Recht. Tbg. Theol. Quartalschr. 1898, 50–80.

Zu S. 42: Boissier, La fin du paganisme II, 445. Moeller-v. Schubert, Kirchengeschichte I², 829.

Digitized by Google

In dem unterzeichneten Verlage ist ferner erschienen:

Katholizismus
und
Jesuitismus

von

D. Dr. Hugo Koch
Universitätsprofessor

Broschiert Mark 1.20

Gegen die Jesuiten und darum für die Aufhebung des Jesuitengesetzes, so könnte man mit einem Schlagwort den Inhalt der Broschüre des bekannten Modernisten zusammenfassen.

Martin Mörikes Verlag, München

Digitized by Google

Druck
der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google